

# Der Bericht Siegwart-Müllers über seine Flucht nach dem Sonderbundskrieg

Autor(en): **Siegwart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **134 (1981)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118675>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Bericht Siegwart-Müllers über seine Flucht nach dem Sonderbundskrieg

Josef Siegwart, Freiburg

## 1. *Die Stellung Siegwarts zu Krieg und Liberalismus*

Eine der umstrittensten Gestalten der Schweizer Geschichte ist Constantin Siegwart-Müller (1801—69), 1844 Schultheiss und Tagsatzungspräsident in Luzern. Er war am 11. Dezember 1845 führend beteiligt an der Zusammenkunft zur Gründung des sogenannten «Sonderbundes», der Schutzvereinigung der sieben katholischen und konservativen Kantone. Wenn hier jemand, der Siegwart-Müller zum Urgrossvater hat, Geschichte schreibt, bedeutet das nicht, dass er versucht, die Luzerner Sonderbundspolitik, die zum Krieg führte, zu rechtfertigen. Es geht eher darum, Siegwarts Absichten, die auf weite Sicht auch positive Tendenzen verraten können, aufzuweisen und zu zeigen, dass nicht alle Schattenseiten und Misserfolge zu Lasten dieses geschmähten Mannes gehen. Sicher ist, dass Siegwart schon vor 1839 in der Forderung, Rechtsgleichheit und Volkssouveränität zu verwirklichen, zu weit ging, also radikaler war als die Luzerner Radikalen<sup>1</sup>, und nach seiner Konversion zum politischen Katholizismus (1839) seine Gegner ungebührlich herausforderte. In der Krise von 1845 bis 1847 blieb er seltsam unnachgiebig. Im Krieg strebte er sogar eine anachronistische Änderung der Kantonsgrenzen an, die sich nie hätte durchsetzen lassen<sup>2</sup>. Seinen Wunsch, 1847 einen Kanton Jura zu schaffen, würde man ihm allerdings heute nicht mehr als Verbrechen ankreiden.

<sup>1</sup> E. Rüb, Der Stellungswechsel Constantin Siegwart-Müllers 1839/40. Diss. Teildruck (Wien 1952) S. 17,22.

<sup>2</sup> E. Bucher, Die Geschichte des Sonderbundskrieges (Zürich 1966) S. 19—24. Diese Kantoneinteilung antwortet etwa auf die Frage, wie man die Schweiz in Wahlbezirke so einteilen kann, dass die Minoritäten nicht vergewaltigt werden. Siegwarts Plan war zu einseitig konfessionell und privilegierte ohne Rekatholisierungsabsichten die katholische Seite; vgl. P. Steiner, Die religiöse Freiheit und die Gründung des schweizerischen Bundesstaates. (Bern 1976) S. 761—2.

Zweitens ist gewiss, dass alle führenden Männer des Sonderbundes, nicht nur Siegwart, jedes Vertrauen in die radikalen Gegner verloren hatten und glaubten, nur der Krieg könnte eine Wende bringen. W. Martin urteilt: «Seit der Unterdrückung der Klöster im Aargau (1841) war jede Aussicht, auf friedlichem Wege einen Bundesstaat zu gründen, endgültig verloren»<sup>3</sup>. Die Freischarenzüge von 1844—45 machten das Mass voll. Ursache der ausweglosen Lage war nicht das Recht, sondern die Machtpolitik, nicht der Streit um Verfassungen, sondern die revolutionäre Auslegung der Rechtstexte durch die Radikalen und deren willkürliche und gewaltsame Anwendung oder Übertretung. Obwohl die Existenz der Klöster durch den Bundesvertrag von 1815 garantiert war, blieb ihre Aufhebung im Aargau ohne Sühne. Der Hauptideologe der Radikalen, Ludwig Snell, machte aus dem Unrecht sogar eine Theorie. Er sagte, die Klöster seien Stätten des Aufruhrs und der Freischarenzug trage das heilige Siegel einer sittlich hohen Idee, die nicht untergehen könne<sup>4</sup>. Er wiederholte damit Schlagworte der Aufklärung von 1740 und der französischen Revolution.

Der Vertrauensschwund zerstörte ein Element des Grundkonsenses des Bundes. Wenn Siegwart Geld- und Waffenlieferung vom Ausland für den Sonderbund wünschte, legten das die Gegner als Verrat aus. Beziehungen des Papstes zur Schweiz galten als Einmischungen des Auslandes. Die katholischen Kantone verlangten um jeden Preis Rechtsgarantien für die Minderheiten und für die Souveränität der Kantone<sup>5</sup>. Die Radikalen wollten dies unbedingt verhindern, um den Weg für einen zentralisierten Bundesstaat offen zu halten. J. Ch. Biaudet behauptet, der Sonderbund sei trotz aller Beteuerungen kein rein defensives Bündnis gewesen<sup>6</sup>. Siegwart aber sagt klar, dass nach einer Gewährleistung des Rechts die katholischen Kantone ihr Bündnis nie zu einem Angriff

<sup>3</sup> W. Martin, *Histoire de la Suisse*. 7. Aufl. (Lausanne 1974) p. 259.

<sup>4</sup> A. Scherer, Ludwig Snell und der Schweizer Radikalismus. 12. Beiheft der *Zeitschr. f. schweiz. Kirchengesch.* (Freiburg i. Ue. 1954) S. 88 u. 129; zum Freischarenzug S. 165.

<sup>5</sup> Bucher, *Die Gesch.* S. 42. — Siegwart-Müller, *Der Sieg der Gewalt über das Recht in der schweizerischen Eidgenossenschaft* (= Siegwart Bd. 3) (Altdorf 1866) S. 384, 462, 464.

<sup>6</sup> J. C. Biaudet, *Der modernen Schweiz entgegen*, in: *Handbuch der Schweizer Geschichte* (Zürich 1977) S. 962. Er sagt, um 1843 sei faktisch der Sonderbund entstanden (S. 944).

auf einen ihrer Mitstände missbrauchen würden<sup>7</sup>. Der einzige Ausweg wäre eine Dauergarantie für alle unterdrückten Minderheiten gewesen. Als Antwort auf so gewaltsame Aktionen gegen Klöster, gegen Luzern und gegen gemässigte Kantonsregierungen konnte niemand pazifistische Gewaltlosigkeit als Antwort erwarten. Siegwart war sich bewusst, dass ein eventueller Friede nicht allein von religiösen Fragen (Jesuiten, Klöster), sondern von einer Einigung über die Bundesrevision abhing<sup>8</sup>.

Es kennzeichnet die Vermischung von radikalen und liberalen Argumenten, wenn die Front der Sonderbundsgegner behaupteten, eine rechtliche Gewähr sei gegen das liberale Prinzip<sup>9</sup>. Schon Snell hatte behauptet, Garantien seien gegen die Freiheit, weil sie Zwang bedeuteten<sup>10</sup>. Es gibt keine neuere Darstellung der Sonderbundsgeschichte, in der diese wesentlichen Punkte der Ideologie geklärt werden<sup>11</sup>. Meistens wird auch nicht unterschieden zwischen den Absichten des Sonderbundes und der strategischen Herausforderung des Riesenaufgebotes der Tagsatzung. Angesichts einer wachsenden Übermacht fühlten sich die führenden Männer des Sonderbundes unter Zugzwang. Nur ein Überraschungsangriff konnte dem Gegner die Initiative entwinden. Siegwarts Auffassung der Treue und die langfristigen Abmachungen des Bündnisses verboten ein brüskes Verlassen der Solidarität unter den Partnern. Den Gegnern erschien das wie Fanatismus. Wenn aber die Tagsatzung kein einziges Männerkloster wiederherstellte und kein juridi-

<sup>7</sup> Siegwart-Müller 3,464. — F. Strobel, Die Jesuiten in der Schweiz im 19. Jh. (Olten, 1954) S. 406—7.

<sup>8</sup> Siegwart-Müller 3,466.

<sup>9</sup> ebd. 3,384.

<sup>10</sup> Scherer, Ludwig Snell 101. Gemeint sind auch die Garantien an das Ausland. Der Hl. Stuhl war für Snell einfach Ausland.

<sup>11</sup> Steiner (Die religiöse Freiheit 762—68) verurteilt einfach den konfessionellen Dualismus, ohne zu bedenken, dass die von ihm angerufene Liberalität (S. 763 «liberaler Katholizismus») eine staatliche Kirchenkontrolle voraussetze, wie z. B. in Glarus bei der Aufzwingung eines Eides (S. 395). Er bedenkt nicht, was Snell 1845 sagte: «Es ist die grösste Tatsache seit der Reformation, dass die katholische Kirche in Deutschland die Bande mit Rom zerreisst», vgl. Strobel S. 817 n. 439. Freiheit wird hier als «Nationalkirche» in Gegensatz zur römischen Gewissenstyrannie gesehen. Die neuere Auffassung religiöser Freiheit ist viel abgeklärter; vgl. P. Mikat (Hrsg.), Kirche und Staat in der neueren Entwicklung. Wege der Forschung Bd. 566 (Darmstadt 1980) S. 5—6, 12—13. Im Grund eher laizistisch als liberal ist die Ideologie: «Die Kirche muss fallen... als eine Macht über die Gewissen» (ebd. 18).

sches Gutachten noch die Meinung eines Gerichtes anforderte, sondern einfach aburteilte, beweist diese berechnete Härte die Arroganz der Macht. Siegwart glaubte an die Pflicht, alles aufs Spiel setzen zu müssen — er verlor im Krieg ja auch das meiste Hab und Gut — und glaubte, berechtigt zu sein, Gottes Hilfe auch für den Krieg und Sieg anzurufen mit den Worten: «Gott sei mit uns»<sup>12</sup>. Wie Peter Lippert SJ berichtet, ist später im ersten Weltkrieg der Ruf «Gott mit uns» zur Formel und Losung der deutschen Kriegsführung geworden<sup>13</sup>.

Siegwards Stellung zum Notwehrkrieg von 1847 lässt sich vergleichen mit jener von Th. v. Bethmann Hollweg, dem deutschen Reichskanzler im ersten Weltkrieg (1909—17), der glaubte, es könne eine sittliche und politische Pflicht zum Krieg geben<sup>14</sup>. Wie 1847 aus militärischer Logik auf radikaler Seite die Waadtländer und auf konservativer Seite die Luzerner am meisten zum Präventivangriff drängten, so 1914 das Deutsche Reich aus Furcht vor Umklammerung<sup>15</sup>. Wie Siegwart galt Bethmann Hollweg manchen Historikern als ein «entschlossener Kriegspolitiker, nicht gemässiger als die Militärs, eher noch gefährlicher als diese». Nach G. Ritter war aber Bethmann Hollwegs aussichtsloses Unternehmen mehr als «eine Tat gewissenhafter, ihrer sittlichen Verantwortung vor der Geschichte bewusster Staatskunst denn als Ausfluss politischer Klugheit» zu beurteilen. Zuletzt war Bethmann Hollweg — wie früher Siegwart — aus Ohnmacht zum Weiterschreiten verurteilt, weil die Initiative nicht mehr bei ihm lag<sup>16</sup>. Die Art und Weise, wie Siegwart Religion, Politik und Kriegsvorbereitungen vermischte, lässt sich in keiner Weise rechtfertigen. Sie wirft einen Schatten auf den

<sup>12</sup> Vgl. den Brief Siegwarts vom 25. Nov. 1847 mit dem Gruss «Gott sei mit uns» bei Bucher, *Die Geschichte* S. 394. — C. Moos, *Religion und Politik im sonderbündischen Luzern*. *Schweiz. Zs. f. Gesch.* 20 (1970) S. 37.

<sup>13</sup> K. Hammer, *Deutsche Kriegstheologie 1870—1918*. DTV Wissenschaftl. Reihe Bd. 4151 (München 1974) S. 286. Er zitiert S. 9: H. Missalla, «Gott mit uns». *Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914—1918* (München 1916).

<sup>14</sup> K. Hammer, *Dt. Kriegstheologie* S. 142.

<sup>15</sup> Im Sonderbundskrieg trieb Eytel die Waadt zum Angriff an (Bucher, *Die Gesch.* 166), ferner Luzern die Innerschweiz, die gegen den Tessin vorging (ebd. S. 228). Zum Präventivschlag in Deutschland, der von Militärs gefordert wurde vgl. *Handbuch der europäischen Gesch.*, hrsg. v. Th. Schieder Bd. 6 (Stuttgart 1968) S. 152.

<sup>16</sup> Th. Schieder, *Hb. der europäischen Geschichte* 6, 182.

theologischen Hauptberater, den Jesuiten Peter Roh<sup>17</sup>. Roh wies später darauf hin, dass man die Jesuiten nicht hätte aus Luzern wegschicken können, ohne zugleich den Verleumdungen der Gegner, die Jesuiten seien Bundesfeinde, recht zu geben<sup>18</sup>. Die Jesuiten waren den Radikalen der keinesweg ehrlich gemeinte Vorwand, um auch um den Preis eines Krieges die schweizerische Verfassung zu erneuern<sup>19</sup>.

## 2. Die einseitige Fragestellung nach dem Recht

Allgemein wird anerkannt, dass die Grundlinien der Bundesverfassung von 1848 ein Werk des Ausgleichs und staatsrechtlicher Weisheit war. Einen Fremdkörper bildete nur der Ausnahmeartikel gegen die Jesuiten, unmittelbar nach der Regelung über die «unerwünschten Ausländer»<sup>20</sup> sogar ein Zeichen der Xenophobie. E. Bucher meint, die Bundesreform in der Schweiz habe 1847 und 1848 mit fortschreitender Diskussion immer radikalere Gestalt angenommen. «Sie führte zur Umwandlung des schweizerischen Staatenbundes in einen Staat»<sup>21</sup>. Man kann sich fragen, woher die Mässigung gekommen ist, wenn nicht vom Ernst des Krieges und von der auf einsamer Höhe stehenden Gesinnung eines Dufour. Bucher identifiziert zu leicht Radikalismus und Zentralismus in der Verfassungsfrage. Das Zweikammersystem spricht klarer für die Mässigung als alle Reden von Ochsenbein. Extrem erschien den Konservativen in der neuen Zentralisierung jedenfalls die Unmöglichkeit einer wirksamen Opposition. Die Mehrheit für die Verfassung von 1848 ist erklärbar durch den eigenartigen Abstimmungsmodus, bei dem im Kt. Luzern die Nichtstimmenden als Jastimmende gezählt wurden, die Quasi-Diktatur der Radikalen in vorher konservativen Ständen und die eher kontrollierte als geheime Art der Abstimmung<sup>22</sup>.

<sup>17</sup> Fr. v. Elgger nannte Pater R. (= Roh?) sogar eine militärische Kapazität (Bucher, *Gesch.* S. 18). Zur Abneigung von P. Roh gegen einen Kompromissfrieden vgl. F. Strobel, *Die Jesuiten und die Schweiz* S. 405 Anm. 253.

<sup>18</sup> P. Roh, Brief an P. Rubillon, Januar 1848, gedruckt bei Strobel, *Die Jesuiten* S. 1062—66 n. 747, bes. 1063.

<sup>19</sup> Snell sagte schon früh, ein neuer Bund könne nur durch Gewalt entstehen, vgl. Scherer, *Snell* S. 47.

<sup>20</sup> Strobel, *Die Jesuiten* S. 427

<sup>21</sup> E. Bucher, in: *Handbuch der Schweizer Gesch.* 2,992.

<sup>22</sup> Strobel, *Die Jesuiten* S. 428.

Die Historiker hätten schon deswegen die Rechtsfrage nicht in den Vordergrund rücken sollen, weil die Ursache des Vertrauensschwundes mit einer guten Verfassung nicht beseitigt war. Nicht Gesetze konnten etwas ändern, sondern nur die Art, sie ohne Willkür anzuwenden. Solange im Kt. Freiburg die Opposition blutig niedergeschlagen wurde<sup>23</sup>, änderte sich nichts am inneren Rückzug der konservativen Bevölkerung. Erst zwischen 1854 und 1857 kamen rechtsstaatliche Prinzipien auch im Kt. Freiburg zum Tragen. Daher wagte es Siegwart, vom Heimweh geplagt, im Juli 1857, trotz des gegen ihn laufenden Luzerner Hochverratsprozesses in den Kanton Uri zurückzukehren<sup>24</sup>. Im Jahre 1858 erklärte das schweizerische Bundesgericht, das Separatbündnis (Sonderbund) falle nicht in die Kategorie eines unsittlichen und verbrecherischen Unternehmens<sup>25</sup>.

Es ist nun eigenartig, wie die Geschichtsschreibung C. Siegwart-Müller und den Sonderbund fast wie ein prähistorisches Relikt, ja wie eine Mumie behandelt, die man am liebsten begraben würde. Man könnte hier auch bei Katholiken von unbewältigter Vergangenheit reden. Als Theologe kann man der Ansicht sein, die negative, antirevolutionäre Menschenrechtspolitik der Päpste sei an der Härte der Auseinandersetzung mitschuldig. Eigenartig ist der Vorrang der Frage, ob die katholischen Kantone das Recht gehabt hätten, den Sonderbund zu gründen<sup>26</sup>. J. Ch. Biaudet sagt, die Sonderverbindung habe dem Vertrag von 1815 nicht widersprochen, sei aber nicht rein defensiv gewesen<sup>27</sup>. Dem stellte O. Vasella die These entgegen, es habe eine Kette von Sonderbünden gegeben, vom Siebnerkonkordat der liberalen, regenerierten Kantone bis zum katholischen Schutzbündnis, das 'Sonderbund' hiess<sup>28</sup>. Dieses Urteil stimmt mit dem des Radikalführers Snell überein, der 1837 das Siebnerbündnis der Radikalen ein «anarchistisches Konkordat» nann-

<sup>23</sup> Handbuch der Schweizer Gesch. 2,1039.

<sup>24</sup> Siegwart-Müller 3,980.

<sup>25</sup> ebd. 3,982.

<sup>26</sup> Hb. der Schweizer Gesch. 2,962. — V. Conzernius, Philipp Anton von Segesser 1817—1888, Demokrat zwischen den Fronten (Zürich—Einsiedeln 1977) S. 29: wenigstens «moralische Berechtigung».

<sup>27</sup> Hb. d. Schweiz. Gesch. 2,962. Die dortige These, der Sonderbund sei vor 1845 entstanden, steht schon bei W. Oechslin.

<sup>28</sup> O. Vasella. Zur historischen Würdigung des Sonderbunds. Schweizer Rundschau 47 (1947/48) S. 266.

te <sup>29</sup>. Biaudet spricht über dieses Siebnerkonkordat nur in zustimmender Weise <sup>30</sup>. Schon hier ergeben sich Beurteilungsunterschiede.

Jeder darf mit präzisen Kriterien und ideologiekritischer Sonde fragen, wo 1847 Recht und Unrecht vorhanden war. Aber wie das geschieht, ist bedenklich. Da heisst es meistens, Siegwart sei unschöpferisch und er beziehe sich im Gegensatz zu seinen Gegnern nur auf die Vergangenheit. Da muss man doch die Gegenfrage stellen: Gibt es eine einzige Idee des schweizerischen Radikalismus, die nicht aus dem Ausland stammte? Jesuitenhetze, Klosterhass, Nationalismus, Zentralismus, ein antiegalitärer Freiheitsbegriff, mit dem es selbst bei Gefährdung der Demokratie um Erhaltung und Entfaltung der Macht und des privaten Eigentums ging, das alles war reinster Import aus dem Ausland und Übernahme aus der schon fernen Zeit zwischen 1700 und 1792. Im Gegensatz dazu hat Siegwart schon 1839 aus demokratischem Empfinden der Partei der Ärmsten, «Luegisland» genannt, das Sprachrohr der «Bundeszeitung» geliehen, obwohl in dem Aufsatz frühsozialistische Ideen propagiert wurden <sup>31</sup>. Insofern war Siegwart sehr früh wie wenige für gesellschaftspolitische Fragen, die Franz von Baader 1834 aufrollte und der Franzose Lamennais seit 1837 aufnahm <sup>32</sup>, ohne Vorurteil offen, auch wenn er sonst weniger für soziale als für religiöse Minderheiten eintrat. Das wird normalerweise in der Geschichtschreibung verschwiegen. Es gehört aber genau so zu seinem demokratischen Grundzug wie seine 1841 bis 1845 gewonnene Überzeugung, das Anliegen einer Mehrheit der Schweizer zu vertreten, einer Mehrheit, die sich konservativ äusserte, wenn sie nicht manipuliert wurde <sup>33</sup>.

Siegwards Glaubenspolitik war rückständig, nicht aber seine Rechtsauffassung. Das Schlagwort von antireformatorischen oder barocken Vorstellungen <sup>34</sup> oder von einer Rückkehr zu einem «Corpus catholicum»

<sup>29</sup> Scherer, Snell 43.

<sup>30</sup> Vgl. Biaudet, Hb. d. Schweiz. Gesch. 2,922: nur positive Stellungnahme zum Siebnerkonkordat.

<sup>31</sup> C. Siegwart-Müller, Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1. Bd. (= Siegwart I.) (Zürich 1868) S. 334–5.

<sup>32</sup> W. Friedberger, Die Geschichte der Sozialismuskritik im katholischen Deutschland zwischen 1830 und 1914. Regensburger Studien zur Theologie Bd. 14. (Bern-Frankfurt a. M. 1978) S. 28 u. 40.

<sup>33</sup> Bucher. Die Gesch. 29: «Die Städte Basel, Bern und Zürich dachten 1847 mehrheitlich konservativ, zum Teil sonderbundsfreundlich»

<sup>34</sup> E. Spiess, Illustrierte Geschichte der Schweiz 3. Bd. (Einsiedeln 1961) S. 167.



der Barockzeit, das von der katholischen Kirche rechtlich vor dem 19. Jh. nicht anerkannt wurde<sup>35</sup>, verschleiert den eigentlichen Sachgrund. Siegwart hatte ein fast krankhaftes Pflichtgefühl, den Standpunkt der konservativen Mehrheit wirksam zu vertreten. Jedenfalls war er demokratischer eingestellt als die von den Siegern 1847 eingesetzten Regierungen, die unmittelbar nachher undemokratische Abstimmungen organisierten. Er hätte nach seinem ständigen Grundsatz keine Grenzänderungen ohne Volksabstimmung den Kantonen aufgezwungen. Um Siegwarts Pläne im Falle eines Sieges des Sonderbundes in geschichtlicher Perspektive richtig einzuschätzen, wäre viel gewonnen, wenn wir wüssten, wie viele politische Morde von der Gegenseite geplant waren, die dann der streng rechtlich denkende Dufour verhinderte<sup>36</sup>.

### 3. Siegwarts Volksrecht und das liberale Revolutionsrecht

Siegwart-Müller betonte stark die Volkssouveränität und die Rechtsgleichheit, kurz das, was wir heute meist Demokratie nennen, so dass man seine Politik nicht einfach barock oder restaurativ nennen kann. Er setzt die Errungenschaften der Revolutionen von 1789 und 1830 voraus. Aber für ihn war eine Umwälzung, die dem Volk Zwang auferlegte, ein Verbrechen, das kein neues Recht schaffen konnte, bis das Volk ohne Gewalt, freiwillig und durch friedliche Erziehung das Neue angenommen hatte. Deswegen waren für Siegwart die gewaltsam aufgestellten Regierungen in den Kantonen Tessin, Waadt und Genf, die gegen den Sonderbund stimmten, Vertreter des Unrechts und nur bedingt gültige Repräsentanten des Volkes. Wo durch Verhaftungen, Einschüchterungen und Wahlmanipulationen radikale Mehrheiten entstanden, besaßen diese die Macht, aber kein Recht. Siegwart denkt also ähnlich wie Adam Müller, dass Völker und Gesetz sich gegenseitig bilden und bedingen<sup>37</sup>. Etwa im Sinne Siegwarts war das, was

<sup>35</sup> Noch V. Conzemius, Philipp Anton v. Segesser (1977) redet von einem «Corpus catholicum» der Barockzeit, obwohl das Kirchenrecht dieses katholische Gegenstück zum evangelischen Corpus negierte: vgl. Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1959) 64—65. Das Corpus catholicum in Graubünden ist erst 1803 selbständige Behörde zur Wahrung katholischer Interessen geworden, vgl. P. Steiner, Die religiöse Freiheit S. 248. — F. Pieth, Bündnergeschichte (Chur 1945) S. 373.

<sup>36</sup> Vgl. die Empfehlung von Aargauern (1845) an die Freischaren, sie sollten in Luzern nach dem Sieg die (Sonderbunds-?)Männer «schnell abtun» bei Strobel S. 872 n. 503. Die Auswirkung des Hasses zeigte sich im November 1847, als in Schwyz selbst Leichen von Jesuiten geschändet wurden: Strobel S. 1045 n. 728.

<sup>37</sup> W. Wieland, Entwicklung, in: Geschichtliche Grundbegriffe 2. Bd. (Stuttgart 1975) S. 217.

Hans Hugo von Kleist-Retzow 1847 aussprach, ein Konservativer könne auch einmal Verbesserungen bekämpfen, wenn sie an die Wurzel rühren. «Die Folge des Gegenteils wird dann revolutionäres Abtun mit der Wurzel»<sup>38</sup>, d. h. Radikalismus.

Was für ein Recht strebten die Liberalen und Radikalen an? Wo finden wir ihr neues Recht angedeutet? Wir kennen die liberale Theorie der Zeit vor 1848 aus der deutschen Geschichtsschreibung über die vorausgehenden Revolutionen<sup>39</sup>. Droysen urteilte 1846 über die Glorreiche Revolution etwa so: Als man in England 1688 den Thron für erledigt erklärte, gab man das Prinzip der Legitimität, der traditionellen Rechtmässigkeit, auf. An dessen Stelle trat die Legalität, die neue Gesetzlichkeit, die Grundlage des englischen Staates<sup>40</sup>. Im amerikanischen Freiheitskrieg sei die fortschrittliche evangelische Welt von der papistischen geschieden worden<sup>41</sup>. Das Volk legte sich die Souveränität selbst bei und diese neue Legitimität war es, die Europa später anerkannte<sup>42</sup>.

Nach Rottecks Schriften der Zeit von 1826/30 stellte Europa lange Zeit das historische Recht dem amerikanischen Modell feindselig entgegen<sup>43</sup>. Das positive historische Recht verlor aber seine Grundlage aus politischer Notwendigkeit<sup>44</sup>. Die Vereinigten Staaten von Amerika seien ein Staat der Ordnung, wo das Eigentum gesichert sei und wo es keine Staatskirche gebe<sup>45</sup>. Die französische Revolution erklärte dem historischen Recht den Krieg<sup>46</sup>. Die Legitimität, die sich auf das historische Recht berufe, wolle alle Ideen unterdrücken, welche das Prinzip der Revolution gewesen seien<sup>47</sup>. Nach Karl Hagen hat die Neuzeit, die mit der Reformation beginne, die Aufgabe, den Staat von der Kirche zu befreien und die Einheit des Staates wiederherzustellen<sup>48</sup>. Nach Rotteck geschah in Frankreich am 4. August 1789 die Befreiung vom historischen Recht, d. h. vom historischen «Unrecht»<sup>49</sup>. Das Werk der Nationalversammlung war die Aufhebung aller geistlichen Orden und Klöster, der «Schulen des Aberglaubens»<sup>50</sup>. Die eidverweigernden

<sup>38</sup> ebd. S. 221.

<sup>39</sup> M. Neumüller, Liberalismus und Revolution. Geschichte und Gesellschaft. Bochumer Historische Studien (Düsseldorf 1973) S. 41.

<sup>40</sup> Neumüller S. 66 Anm. 22 (J. 1846); über Dahlmann S. 236.

<sup>41</sup> Droysen 1846, vgl. Neumüller S. 63 Anm. 45.

<sup>42</sup> Droysen 1846, Neumüller S. 72 Anm. 13.

<sup>43</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 73 Anm. 19.

<sup>44</sup> Neumüller S. 72—73; vgl. dazu J. R. Steiger im Febr. 1845: Urteil über Freischaren: «Diese Revolution ist zur Rettung der ganzen Schweiz notwendig» (Strobel S. 793 Nr. 414).

<sup>45</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 74 Anm. 28.

<sup>46</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 80.

<sup>47</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 76.

<sup>48</sup> Hagen 1841, Neumüller S. 50, 52, 53.

<sup>49</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 83 Anm. 99.

<sup>50</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 84 Anm. 102.

Priester waren Rebellen<sup>51</sup>. An Stelle der historischen Einteilung Frankreichs trat die «natürliche» in Departements<sup>52</sup>.

Sybel distanzierte sich 1847 von dieser Verherrlichung der französischen Revolution<sup>53</sup>, andere Historiker zwischen 1848 und 1855<sup>54</sup>. Um 1870 erscheint dann ein konservativer Liberalismus unter den grossen deutschen Geschichtschreibern<sup>55</sup>. Ein revolutionärer Akt wird damit zum tragischen Missgeschick jenseits von Gut und Böses. Er wird weder verurteilt noch ausdrücklich gerechtfertigt. Denn der Ausbruch einer Staatskrise und der Revolution sei keine Frage des Rechts, sondern der geschichtlichen Notwendigkeit<sup>56</sup>. Erfolg und Ziel rechtfertigten hier die Mittel<sup>57</sup>. So haben die Liberalen den Grundsatz aufgenommen, den man vorher den Jesuiten am meisten vorgeworfen hatte.

#### 4. Was war der Kern des Radikalismus

Der Wortbedeutung nach ist radikal eine rücksichtslose bis zum Äussersten gehende politische oder religiöse Richtung<sup>58</sup>. Wenn wir unter den politisch-philosophischen Theoretikern jene suchen, die eine solche Härte der Vernunftpolitik befürworteten, treffen wir zuerst auf den extremen Junghegelianer Arnold Ruge, der 1840 verkündete, der Liberalismus bedeute die Kategorie «der sich selbst unerbittlich verwirklichenden Vernunft», die Praktizierung der Aufklärung und des Rationalismus. Im Jahre 1842 nannte er die Aufklärung des 18. Jh. eine «Vernunftreligion», Negation des Christentums, eine Republik im Staat, die Ernst mache mit den Rechten der Menschen und der Vernunft, die Revolution proklamiere, welche nackt und deutlich den innersten Sinn der Aufklärung ausspreche<sup>59</sup>.

Bei Bruno Bauer war Aufklärung 1843 die kritische Destruktion des Christentums als Fortschritt zur Freiheit. Jetzt könne man das Christentum schlechthin erklären und die dazu verwendete Kritik sei die wahre, rücksichtslose Theorie, die von der Religion befreie. Die Mittel hierzu seien ein Emanzipationskampf, rücksichtsloses, intensives Belehren, Entlarven und Enthüllen, d.h. also agitatorische Praxis für den Umsturz und die Beseitigung der Vorurteile<sup>60</sup>. Edgar Bauer unterschied

<sup>51</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 174 Anm. 406.

<sup>52</sup> Rotteck 1830, Neumüller S. 84 Anm. 102—104.

<sup>53</sup> Neumüller S. 92.

<sup>54</sup> Neumüller S. 125—6, 235.

<sup>55</sup> Neumüller S. 246.

<sup>56</sup> Neumüller S. 270—271.

<sup>57</sup> Die «Allgemeine Schweizerzeitung» von Bern nannte am 14. Januar 1845 die Radikalen die «Neujesuiten», denn mit ihrer Gewalttätigkeit «handeln sie durchaus konform dem berüchtigten jesuitischen Satze: Der Zweck heiligt die Mittel» (Strobel 731 Nr. 347). Hess nannte dieses Prinzip 1847 «Jesuitismus» (ebd. S. 958 Nr. 612).

<sup>58</sup> Der grosse Duden. Rechtschreibung. 16. Aufl. (Mannheim 1967) 558.

<sup>59</sup> H. Stuke, Aufklärung, in: Geschichtl. Grundbegriffe Bd. 1 (Stuttgart 1972) S. 337.

<sup>60</sup> Stuke, Aufklärung S. 338—9.

1843 zwischen «ungründlicher Bequemlichkeit» der liberalen bürgerlichen Parteien und der «unbequemen Gründlichkeit» der kritischen Liberalen, Demokraten oder Radikalen<sup>61</sup>. Nach F. Strobel wünschte der kirchliche Liberalismus nach der missglückten Bundesrevision 1832—33 eine kirchliche Umwälzung und die Abschaffung des Zölibats, der Gelübde und der Klöster<sup>62</sup> und in den Vierzigerjahren war der Radikalismus immer mehr totalitär, antiklerikal. Er vermischte sich mit kirchenfeindlichen atheistischen Lehren der Junghegelianer<sup>63</sup>.

Dass die konservativen Katholiken den Unterschied zwischen legitim und legal, also zwischen historischem Recht und durch Revolution errungenem durchgesetztem «Recht» nicht voll verstanden oder nicht akzeptierten, zeigt sich in den Werken Segessers<sup>64</sup>. Wenn man daraus schliessen will, die Anhänger des Sonderbundes hätten legitimistisch gedacht, ist dies wahr, aber legitimistisch hiess nicht immer restaurativ im Sinn eines Zurückgehens in die Zeit vor der französischen Revolution. Nach R. A. Kann gehört zu einer erfolgreichen Restauration die Tradition, d. h. Weiterführung oder Wiederbelebung der Kontinuität, nicht Kopie der Vergangenheit, ferner Rechtskontinuität im rechtsstaatlichen Sinn und Legitimität. «Legitimität ist die Wiederherstellung der Rechtskontinuität in einem konkreten Falle der Wiederaufrichtung des durch die Revolution zerstörten Systems in geänderter Form»<sup>65</sup>.

Da die Schweiz in der Zeit zwischen der Entstehung des Siebnerkonkordates und dem Sonderbundskrieg eher im latenten Bürgerkrieg als in rechtsstaatlichen Verhältnissen lebte, galten den Konservativen auch Notwehrmassnahmen als legitim, die in die Richtung des Rechtsstaates führten, auch wenn solche Schritte eher zum Widerstandsrecht ausserhalb der strengen verfassungsmässigen Regeln zu zählen waren. Für eine objektive Darstellung ist es nun entscheidend, dass wir heute den ehrlichen Willen, rechtsstaatliche Verhältnisse wiederherzustellen, den führenden Männern des Sonderbunds nicht absprechen.

##### 5. *Siegwards Grundsatz: Aus Gewalt kein Recht.*

Siegwart-Müller war nicht im heutigen Sinn reaktionär, weil er das liberale Erbe der echten Demokratie und der Volkssouveränität nie verleugnet hat ausser im rein militärischen Bereich, wo auch Dufour eine zentralistische Organisation für notwendig erachtete. Siegwart war reaktionär gegen die Radikalen der Vierzigerjahre, nicht aber im sozialen

<sup>61</sup> M. Riedel, Nihilismus, in: Geschichtl. Grundbegriffe 4. Bd. (1978) S. 393.

<sup>62</sup> Strobel, Die Jesuiten S. 117.

<sup>63</sup> Strobel S. 464—5.

<sup>64</sup> Strobel S. 639 Nr. 218: «der Begriff der Legitimität oder Legalität, wie man es nennen will».

<sup>65</sup> R. A. Kann, Historischer Prozess und Restaurationsproblem, in: Historische Prozesse. Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik Bd. 2. DTV Wiss. Reihe Bd. 4304 (München 1978) S. 301.

Sinn, wie das Wort heute gebraucht wird. Siegwart ging es in erster Linie um den Minderheitenschutz gegen Radikale, die wegen ihrer Verflechtung mit wirtschaftlichen Grossunternehmern und der Hochfinanz eher als Rechtsextreme gelten könnten im Vergleich zu den Frühsozialisten, Marxisten und Proletarierführern. Weil es Siegwart aber in erster Linie um den Schutz kirchlicher Minderheiten ging, kam es nicht darauf an, ob die gewaltsamen Unterdrücker von Jesuitenresidenzen und von Klöstern rechts oder links standen. Wenn E. Bucher die Anklage gegen Siegwart aufrechterhält, er habe rechtswidrig ausländische Intervention verlangt <sup>66</sup>, bleibt die Frage offen, inwiefern in der Zeit der souveränen Kantone die Anrufung ausländischer Intervention ein Hochverrat im Sinne der Anklage war.

Noch wichtiger ist aber die Frage, ob das Luzerner Gericht 1854 bei einem so eindeutig politisch motivierten Urteil <sup>67</sup> noch fähig war, Legitimität im Sinn des historischen Rechts und Legalität, also revolutionär neugesetztes Recht, zu unterscheiden. Das Prinzip der nationalen Einheit war 1854 allgemein akzeptiert, während die liberalen Errungenschaften sich damals rasch von den radikalen Extremen ablösten. Die Frage, wieweit Siegwart-Müller als ehemaliger Liberaler rechtsstaatliche Ziele früher ins Auge fasste als die meisten anderen Politiker der damaligen Schweiz, ist bis heute nicht beantwortet. Jedenfalls hat er seine Gegner nie so beschimpft, wie sie ihn in den Schmutz gezogen haben. Insofern hat er vor seinen radikalen Gegnern eine damals seltene Würde bewahrt.

Die entscheidende Frage ist jedenfalls nicht die, ob er oder seine Gegner, die Radikalen, das Recht auf ihrer Seite hatten — die Radikalen haben auf jeden Fall jahrelang das Recht zu massiv verletzt —, sondern wie weit die Liberalen Vernunft, Freiheit, Recht, Fortschritt, Humanität, ein Minimum an Religion und Recht zur Revolution zwischen 1840 und 1848 identifizierten, während sie im deutschen Sprachraum seit 1848 immer mehr Vernunft und Freiheit nur den gebildeten und gehobenen Schichten, also dem Mittelstand, zusprachen, also einer Klasse, die im Gegensatz stand zu den demokratischen, proletarischen und revolutionären Gleichheitsfanatikern und Massenagitatoren des vierten

<sup>66</sup> Bucher, Die Gesch. d. Sonderbundskrieges S. 474

<sup>67</sup> H. Borner, Zwischen Sonderbund und Kulturkampf. Luzerner Hist. Veröffentlichungen Bd. 11 (Luzern 1981) S. 114.

Standes oder der Proletarier<sup>68</sup>. Abgesehen davon, dass über Rechtsfragen keine Einigung möglich ist, weil ideologische Momente mitspielen, so ist nicht nur die radikale Gegenseite nicht dem Recht gefolgt, sondern selbst von der Bundesverfassung von 1848 stellt E. Bucher fest, «dass die Inkraftsetzung der Verfassung ein ausserhalb des Rechtes stehender Akt war»<sup>69</sup>.

Die zweite Frage, welche die Forschung stellt, ist jene nach der Kategorie überholter Reaktionen des Sonderbundes. So stellt Urs Allematt fest: «Die Gründung des Sonderbundes war ein letzter verzweifelter Versuch des politischen Katholizismus in der bürgerkriegsähnlichen Lage der vierziger Jahre, die kulturelle Identität der katholisch-konservativen Kantone gegen den freisinnigen Zeitgeist und seine Bannerträger mit dem Mittel einer kantonalen Allianz zu schützen»<sup>70</sup>.

Hiergegen lässt sich einwenden, der Sonderbundskrieg sei auch der letzte Versuch der Liberalen gewesen, mit revolutionärer Gewalt Krieg, Terror und einem fanatisch verlogenen Feindbild, für das die Jesuiten erhalten mussten, ohne verfassungsmässige Legitimation gegen die Opposition vorzugehen. Dieses Revolutionsprinzip ist nicht weniger überholt als die Meinung, die Ordensleute seien staatsgefährlich. Die Radikalen unterschieden sich von den übrigen Liberalen durch die irrationale Begeisterung für revolutionäres Recht. Das Wort 'radikal' kommt vom Bild, dass man einen Baum mit den Wurzeln ausreisst, also historisch Gewachsenes rücksichtslos beseitigt.

Dies gilt auch, wenn die Liberalen, nicht die Radikalen die Oberhand gewonnen haben. Der Liberalismus selbst war innerlich widersprüchlich. Droysen hat schon 1846 das Recht der Geschichte in seiner konservativen Bedeutung als liberaler Historiker gegen die Radikalen verteidigt, wenn er sagt, das «wahre Vernunftrecht» habe «nichts gemein mit jenem faden Radikalismus, der in jedem Augenblick den Staat und das Recht von neuem anfangen und aus utopischer Abstraktion

<sup>68</sup> Neumüller S. 142, 151. — F. Baumgart, Die verdrängte Revolution. Gesch. u. Gesellschaft. Bochumer hist. Studien Bd. 14. (Düsseldorf 1976) S. 33—34, 42.

<sup>69</sup> Bucher, Die Gesch. S. 523.

<sup>70</sup> Urs Allematt, Katholische Subgesellschaft. Thesen zum Konzept der «Katholischen Subgesellschaft» am Beispiel des Schweizer Katholizismus, in: «Zur Soziologie des Katholizismus», hrsg. v. K. Gabriel und F. X. Kaufmann (Mainz 1980) S. 161.

ableiten zu können meint»<sup>71</sup>. Dahlmann verneinte schon 1835 das Legitimitätsprinzip in einer Revolution, denn die Legitimation kommt vom Zweck der von der Revolution geschaffenen neuen Ordnung. «Wo dann das Beste geschehen ist, was möglich war, da fällt die Frage weg, ob das Geschehene rechtmässig geschehen sei»<sup>72</sup>.

Die Menschenrechte bildeten für die Liberalen keine Rechtsgrundlage der Revolution, und Notwehr gab es nur beim Einsatz für das Gesamtwohl der Nation<sup>73</sup>. Der Schutzbund der katholischen Kantone musste deswegen den Übernamen «Sonderbund» bekommen, weil ihm das Recht bestritten wurde, im Namen der Schweiz aus Notwehr zu handeln. Wenn der Sonderbund Garantien für die Minderheiten forderte, hatte er auch die heutige Menschenrechtsauffassung auf seiner Seite. Wenn die Radikalen durch gewaltsamen Sturz mehrerer Kantonsregierungen eine Tagsatzungsmehrheit schufen, die den Sonderbundskrieg gewann, konnte dies nur mit der liberalen Theorie gerechtfertigt werden, dass die erfolgreiche Revolution das Recht, d. h. die Legalität, immer auf ihrer Seite habe, wenn sie im Namen der Gesamtnation handelt. Die Revolution wurde dann zur notwendigen Reform und zur Revolution von oben, obwohl eine «notwendige» Revolution weder liberal, noch frei genannt werden darf, und eine Revolution von oben dem liberalen Grundpostulat der Volkssouveränität direkt zuwiderläuft<sup>74</sup>. Der Sonderbund konnte sich eindeutig auf Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und Selbstbestimmungsrecht der Stände berufen, die Radikalen überhaupt nicht und die Liberalen in logischer Weise höchstens mit den gemässigeren Theorien der Zeit nach 1848, welche immer noch Ansprüche der Kirche wie des vierten Standes diskriminierten.

Nach der liberalen Theorie vor 1848 war also das historische Recht nicht auf Seiten der Radikalen bei der Klostersaufhebung im Aargau, bei den Freischarenzügen, der Kriegserklärung an den Sonderbund und der Inkraftsetzung der Bundesverfassung, aber der nachträgliche Erfolg verschaffte dem revolutionären Recht den Sieg. Nach der liberalen Theorie der Zeit nach 1848 gibt es kein Recht zur Revolution mehr, der revo-

<sup>71</sup> Neumüller S. 260 zitiert hierzu: J. G. Droysen, Vorlesungen über die Freiheitskriege. 1. Bd. (Kiel 1846) S. 17.

<sup>72</sup> Neumüller S. 269; Fr. Chr. Dahlmann, Die Politik, auf den Grund und das Mass der gegebenen Zustände zurückgeführt. 1. Bd. (Göttingen 1835) S. 180.

<sup>73</sup> Rotteck 1833. Neumüller S. 272.

<sup>74</sup> Neumüller S. 289.

lutionäre Akt steht ausserhalb des Rechts und ist eine Notstandsmassnahme, die nach dem Erfolg beurteilt wird. Damit wissen wir, dass der Sonderbund im Recht gewesen wäre, wenn er gesiegt hätte. Dass diese Ideologie einst fast selbstverständlich war, kann man zugestehen, aber man sollte nicht heute noch unbesonnen solche Voraussetzungen übernehmen. Es darf nicht vergessen werden, was auch M. Neumüller festgestellt hat, dass es einen bleibenden grossen Widerspruch in aller liberalen Revolutionspolitik gibt, der sich nicht auflösen, sondern höchstens verdrängen lässt <sup>75</sup>.

#### 6. *Der Bericht der Familienchronik zur Flucht*

Die Erzählung der Verlegung des Kriegsrates von Luzern nach Flüelen und der Flucht der Familie Siegwart-Müller beruht auf Briefen der Frau Josephine und auf Tagebuchaufzeichnungen von Constantin Siegwart-Müller. Die Zusammenstellung zur Familienchronik erfolgte, wenigstens für diesen Teil, im Jahre 1855 <sup>76</sup>. Obwohl der Zweck der Aufzeichnung nicht die öffentlichen, sondern nur die privaten Erinnerungen betraf, redet der Verfasser hier offener von seinen Absichten und Wünschen als in seinen Büchern <sup>77</sup>. Der Einfluss der Romantik auf Siegwarts Denken ist offensichtlich. C. Schmitt <sup>78</sup> nannte die Grundlage des romantischen Denkens einen «subjektiven Occasionalismus», d. h. Natur wird bei jeder Gelegenheit in ihrer sinnvollen Ordnung durchschaut. In der Chronik erzählt Siegwart-Müller, wie er 1846 lange krank und bettlägerig war, bis er sich aufraffte, eine Missionspredigt der Jesuiten in der Luzerner Franziskanerkirche anzuhören. Von da an war er gesund <sup>79</sup>. Solche Zeichen, dass Gott zu den Jesuiten stehe, liebte der Verfasser offensichtlich.

Ein anderes Beispiel, welches diese Chronik beleuchtet, ist die Tatsache, dass neben den Mitgliedern des Kriegsrates und neben Amtsträgern, die sich im Sonderbund exponiert hatten, Nepomuk Schleuniger

<sup>75</sup> Neumüller S. 247.

<sup>76</sup> Vgl. Familienchronik S. 106 «im laufenden Jahr 1855».

<sup>77</sup> Die Flucht wird kurz geschildert bei Siegwart-Müller 3. Bd. S. 972—975.

<sup>78</sup> C. Schmitt, Politische Romantik (München 1925) S. 23. — R. Strunk, Politische Ekklesiologie im Zeitalter der Revolution. Gesellschaft und Theologie. Abt. Systematische Beiträge Bd. 5. (München-Mainz 1971) S. 22.

<sup>79</sup> Familienchronik S. 73.



zu dem engsten Kreis derer gehört, die mit Siegwart-Müller die beschwerliche Flucht über Furka und Simplon wagten. Johann Nepomuk Schleuniger (1810—74) aus Klingnau war 1836 Bezirkslehrer in Baden und Freund Segessers, mit dem er aber 1843—44 wegen der Sonderbundspolitik in Streit geriet<sup>80</sup>. Er wurde Aargauer Katholikenführer und forderte 1843 und 1844 mehrmals das Vermögen der aufgehobenen Klöster als Eigentum der Aargauer Katholiken heraus<sup>81</sup>. Nach einer Zeit der Haft floh er 1844 nach Luzern, wurde 1846 Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaft an der Kantonsschule Luzern und floh 1847 mit Siegwart-Müller nach Italien<sup>82</sup>.

In der Jesuitenfrage wünschte Schleuniger 1845 ein Vorgehen der ausländischen Mächte, um die Luzerner Regierung zu bewegen, die Berufung der Jesuiten zurückzuziehen<sup>83</sup>. Sonst aber gibt es eine so frappante Ähnlichkeit mit den Ansichten von Siegwart-Müller, dass man wohl einen bedeutsamen Einfluss Schleunigers auf die führenden Männer in Luzern anzunehmen hat. Auch Siegwart-Müller rühmt Schleuniger wie einen Märtyrer der guten Sache<sup>84</sup>. E. F. J. Müller sagt zur Publizistik von Schleuniger, den man den schweizerischen Görres genannt hat, es sei «allein der Geist und die Idee des Rechtes, woraus sein Kampfeswille erwuchs»<sup>85</sup>. Dies und folgende Stellen aus Schleunigers Briefen zeigen seine volle Übereinstimmung mit Siegwart-Müller. In Briefen an Segesser sagte Schleuniger 1837: «Jeder Angriff auf das Heilige zeigt dessen unwiderstehliche Macht»<sup>86</sup>; dann 1838: «Wer von sich selbst abfällt, ist tief gefallen, weil er nicht glaubt, dass er einst im Reich des Geistes und der Wahrheit gestanden»<sup>87</sup>.

<sup>80</sup> E. F. J. Müller, Jugend-Briefe Johann Nepomuk Schleunigers. Zeitschr. f. schweiz. Kirchengesch. 52 (1958) 231—246 u. 339—361, bes. 231 f.

<sup>81</sup> R. Amschwand OSB, Briefe von Johann Nepomuk Schleuniger an Abt Adalbert Regli. Beilage zum Jahresbericht des Kollegiums Sarnen 1960/1 S. 5—9.

<sup>82</sup> Ebd. S. 10.

<sup>83</sup> Strobel, Die Jesuiten 309 u. 780—81 Nr. 398.

<sup>84</sup> Siegwart-Müller I, S. 422—423. Er sagt, Schleuniger sei durch «namenloses Verhör gequält» worden. Was man ihm antat, sei eine moralische Folter gewesen.

<sup>85</sup> E. F. J. Müller, Jugend-Briefe 234.

<sup>86</sup> ebd. 244 Nr. 10 (17. April 1837).

<sup>87</sup> ebd. Nr. 17 S. 343 (13. Juni 1838).

Im März 1842 urteilt er, der Radikalismus beruhe nur auf einigen vom Volksleben losgetrennten Personen. Sie seien Maschinengötter<sup>88</sup>. In einer grossen Rede warf er 1843 das Wort in die Debatte, Staaten ohne Gerechtigkeit seien nichts als grosse Räuberbanden. Es gehe jetzt um Loyalität gegen die Kulturheuchelei<sup>89</sup>. In Briefen an Abt Adalbert Regli von Muri behauptet Schleuniger 1844: «... Das Rechte und Vernünftige gewinnt mit der Zeit, während der falsche Fanatismus der Radikalen immer mehr zusammensinkt.» In einer Denkschrift werde nachgewiesen, «dass ohne Herstellung der Klöster und konfessionelle Trennung weder der Friede im Aargau noch in der Schweiz möglich ist»<sup>90</sup>. Die (aargauische) Regierung soll erfahren, «dass man immer noch Scharfsinn genug hat, sich seinen Rechtsboden aller Verbote ungeachtet zu behaupten...» «Wenn die Klöster wieder hergestellt werden, hat das radikale Regiment ein Ende»<sup>91</sup>. Genau trifft er die Grundabsicht Siegwart-Müllers, wenn er nach dem Sonderbundskrieg 1849 meint, «dass Prinzipien allein stark sind und dass sie selbst da, wo sie der Gewalt weichen müssen, Siege vorbereiten»<sup>92</sup>.

Aus diesen Stellen sieht man, wie wenig Siegwart in seinen Ansichten allein stand. Auch Schleuniger war ein Liberaler, der seit seiner «Konservativtaufe» mit einer gewissen Laintheologie und unerschütterlichem Mut für seine Überzeugung kämpfte, so aussichtslos sie auch scheinen mochte. Jedenfalls ist Schleuniger seit 1845 wie kaum einer mit Siegwart-Müller einig gewesen, obwohl er politisch vorsichtiger, juristisch aber weniger erfahren war. Im Übrigen spricht das Dokument über die Flucht für sich selbst. Es ist ein menschliches Schicksal, das der Tragik und der Würde nicht entbehrt.

### 7. *Aus dem Text des Fluchtberichtes Siegwart-Müllers*

(S. 80) 1847. Im Sommer verreiste P. Simmen<sup>93</sup>, der Rektor in Luzern... als Assistent des Generals. In den Zeiten der römischen Re-

<sup>88</sup> ebd. Nr. 38 S. 361 (12. März 1842).

<sup>89</sup> R. Amschwand, Briefe von J. N. Schleuniger, Einleitung S. 8.

<sup>90</sup> R. Amschwand, Brief 4 S. 19 (26. Mai 1844)

<sup>91</sup> ebd. Brief 6 S. 21 (28. Mai 1844)

<sup>92</sup> ebd. Brief 13 S. 36 (30. Okt. 1849).

<sup>93</sup> Josef Simmen (1801–58) S. J. aus Uri, 1845–47 Rektor in Luzern, vorher 1839–42 Provinzialoberer (Strobel 1128) vgl. Siegwart 2. Bd. (Ratsherr Joseph Leu v. Ebersoll) S. 666.

volution war er in Marseille, nachher kehrte er wieder nach Rom zurück und starb . . . Ich verkehrte meistens mit dem genialen P. Roh <sup>94</sup>, oft holte ich seinen Rath ein, wir waren ächte Freunde . . . Den 14. (November) fiel Freiburg durch Kapitulation in die Hände der Feinde. Nun wurden Luzern und die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug hermetisch abgesperrt. Unter diesen Umständen dachte ich auf die Rettung meiner Familie . . . (S. 81) . . . Am 20. Wintermonat (Nov.), Abends neun Uhr, nahm die Familie und ich von ihr auf dem Rathhaus zu Luzern Abschied. Ich war Tag und Nacht auf dem Rathhause . . . Der fromme Holzhofbauer, Joseph Buchmann <sup>95</sup>, erteilte ihnen allen seinen Segen . . . Der Unterschreiber der Polizeikommission Grüter, Standesweibel Anton Portmann <sup>96</sup> und Landjäger Joseph Baumeler, drei Männer, welche mir mit unverbrüchlicher Treue anhängen und von denen mich beide letzteren stetsfort umgaben, geleiteten die Familie auf das neue Dampfschiff von Ingenieur Emanuel Müller <sup>97</sup>, welches eben fertig geworden war. Major Zwyszig <sup>98</sup> reiste mit dem Schiffe, um einen Brief an den Fürsten von Metternich, worin ich ihm meine Familie dringend empfahl, über die Furka und den Simplon nach Wien zu ordnen und um einen Befehl an Oberst von Taffiner im Oberwallis zu bringen.

Meine Familie kam um Mitternacht zu der Schwägerin Fräulein Esther Müller <sup>99</sup> in Altdorf. Alle fünf Schwäger Karl Leonhard <sup>100</sup>, Franz <sup>101</sup>,

<sup>94</sup> Peter Roh (1811—72), S. J. aus Conthey, Kt. Wallis; berühmter Redner; vgl. Einleitung.

<sup>95</sup> J. Buchmann von Neuenkirch heilte Kranke durch Gebet, ähnlich wie Niclaus Wolf von Rippertschwand (vgl. diese Familienchronik S. 126). Auch der Arzt Dr. Franz Müller liess ihn kommen, wenn er das Mögliche zur Heilung eines Kranken getan hatte (vgl. diese Chronik S. 63).

<sup>96</sup> Siegwart 3,676. Portmann war 1845/6 in der Luzerner Grossratskommission, die entschied, Dr. Casimir Pfyffer sei zu Recht in Haft (Siegwart 2,1120).

<sup>97</sup> Karl Emanuel Müller, 1804—96, Ingenieur, Industrieller, Landammann, Militär und Philanthrop, vgl. C. Fr. Müller, Der 100. Todestag von zwei verdienten Urnern. Hist. Njbl. Uri 60/61, NF 24/25 (1969/70) S. 7—12.

<sup>98</sup> Peter Joseph Zwyszig, 1814—72, Bruder von P. Alberich Zwyszig, dem Komponisten des Schweizerpsalms (Hist.-biograph. Lexikon der Schweiz, abgekürzt: HBL 7,785)

<sup>99</sup> Esther, Schwester von Dr. Franz Müller.

<sup>100</sup> Karl Leonhard Müller, Historiker, 1802—79.

Vinzenz <sup>102</sup>, Johann Müller <sup>103</sup> und Dominik Epp <sup>104</sup> waren in verschiedenen militärischen Eigenschaften bei der Expedition auf dem und über den St. Gotthard . . . Ich hatte meiner Frau <sup>105</sup> empfohlen, eilig über den St. Gotthard durch das Bedretterthal sich nach Piemont zu begeben . . . (21. November) Am gleichen Tage hatte ich die erste niederschmetternde Nachricht von dem Abfalle Zugs vernommen. Da (S. 82) schrieb ich denselben Abend noch an Josephine: «. . . Theure Josephine, ich muss drauf bestehen, dass Du verreisest und zwar unverzüglich . . . Den Feind, die Truppen fürchte ich nicht — allein ich fürchte die Silberlinge, womit Christus verrathen wird . . . Fürst Schwarzenberg ist ganz unheimlich hier, in einer schrecklichen Mißstimmung und ganz befangen. Der Herr Nuntius empfiehlt mir jetzt schon dringend, an Kapitulation zu denken. Ich werde unter keinen Umständen kapitulieren. Mein treues Volk und die heilige Sache will ich nicht preisgeben . . . <sup>106</sup>»

. . . Sie (Josephine) war mit Fräulein Esther Müller bis Flüelen gekommen . . . Sie wandte . . . ihre Schritte . . . nach Altdorf und erhielt von mir folgenden Brief: «. . . 22. Wintermonat (Nov.) 1847 , , , (S. 83) Fliehe, so schnell du kannst, fliehe, fliehe». Der Herr Nuntius Macciotti <sup>107</sup>, welcher ebenfalls in Altdorf sich befand, rieth ihr zwar immer noch, zu bleiben . . . (Sie reiste mit den drei Kindern) nach Steg und übernachtete im Wirthshause von Indergand unten im Dorf . . . <sup>108</sup>. Den

<sup>101</sup> Franz 1805—83, Arzt, vgl. Iso Müller, Dr. Franz Müller. Ein Ärzteleben im Zeitalter der Romantik. Hist. Njbl. Uri 68/69, NF 32/33 (1977/78) S. 121—154.

<sup>102</sup> Vinzenz Müller, 1812—71, Landammann 1842—46 (HBLS 5,190). Er ging nach dem Sonderbundskrieg ins Exil, vgl. Iso Müller, Dr. Franz Müller S. 131.

<sup>103</sup> Johann Müller, Sohn von Karl Martin Müller und von dessen zweiter Frau Franziska von Hettlingen, die 1817 starb.

<sup>104</sup> Dominik Epp, 1810—84 (HBLS 3,48 n. 11), nach der Familienchronik (S. 3) Sohn des Landeshauptmanns und Bruder von Joseph Maria Epp, des Mitschülers Siegwart-Müllers, vgl. Siegwart 3,588 über Gotthardfeldzug.

<sup>105</sup> Josepha oder Josephine, geb. Müller (1803—78), eine tief religiöse, bedeutsame Frau, die ihren Gatten Constantin zum christlichen Glauben zurückbrachte. Drei Kinder musste sie auf die Flucht mitnehmen: Justine, geb. 1829, Constantin, geb. 1837 und Paul, geb. 1841.

<sup>106</sup> Teil dieses Briefes veröffentlicht: Siegwart 3,674.

<sup>107</sup> Alessandro Mac(c)ot(t)i († 1859), 1845—48 Nuntius in der Schweiz, vgl. Strobel 1118; Helvetia sacra, Abt. 1, Bd. 1 (Bern 1972) S. 58. Siegwarts Urteils (Siegwart 3,673) ist ungerecht, der Nuntius sei zaghaft gewesen, wo er nur unnützes Blutvergiessen vermeiden wollte.

<sup>108</sup> Hotel Weisses Kreuz in Amsteg.

23. Wintermonat Morgens zwei Uhr (trat die Mutter mit den Kindern) ihren Kreuzweg wieder an und fuhr im Wagen bis Göschinen . . . (auf Schlitten bis Hospental und dann zu Fuss). «Nur für den sechsjährigen Paul konnte sie einen kleinen Knabenschlitten bekommen . . . So zogen sie also miteinander nach Realp . . . Als meine Frau mit den Kindern bei dem Kapuziner P. Vincenz <sup>109</sup> ankam, sagte er sogleich zu ihr: «Sie sind eine Schwester von Dr. Franz Müller in Altdorf» . . . Er bestellte einige Männer für sie, welche sie Tags darauf über die Furka bringen sollten . . . Des Morgens stand meine Frau in aller Frühe auf, weckte die Kinder und rüstete (S. 84) sich zu der siebenstündigen Bergreise über die tief im Schnee liegende Furka. Der Pater gab ihnen Milch und Wein mit . . . Constantin und Paul, vorzüglich letzterer, wurden von Zeit zu Zeit von den Männern getragen . . . Kein Haus und keine Hütte auf der ganzen Strecke . . . In Gletsch bekamen sie nichts als einen schlechten Kaffee . . . Bei Oberwald begegnete meiner Familie Herr Balthasar Polidoro-Marocco <sup>110</sup> von Strassburg, welcher aus Eifer für die Sache der Katholiken mitten durch das feindliche Heer bis nach Luzern vorgezogen war und uns seine Dienste angeboten hatte. Ich hatte ihn in einem Auftrage nach Zürich an Herrn Oberst Nüscher <sup>111</sup> gesendet, wo Geld für die katholischen Stände liegen sollte; er war jetzt auf der Rückreise von dieser fruchtlosen Sendung begriffen . . . (S. 85) . . . In Münster kehrten sie bei dem Wirthshause an, wo das Hauptquartier derjenigen Wallisertruppen war, welche theils das Oberwallis hüteten, theils aus dem Livinenthale zurückgekehrt waren, wo sie der Expedition in den Tessin hätten Nachdruck geben sollen, aber nach Walliser Art viel zu spät gekommen waren und dadurch das ganze Unternehmen vereitelt hatten. Es fiel meiner Frau auf, dass in dem Oberwallis, wo keine Gefahr eines Angriffes zu fürchten war, sich eine so grosse Truppenmasse

<sup>109</sup> P. Vincenz Brunner von Mümliswil (SO), Kapuziner, Seelsorger in Realp seit 1829; vgl. S. Arnold, Hundert Jahre Pfarrkirche Realp, 1880—1980. (Realp-Luzern 1981) S. 21. — H. Pater Rainald Fischer verdanke ich folgende Angaben: P. Vincenz, geb. 1. 8. 1800, Ordenseintritt 21. 10. 1821, Superior in Realp 1829—1860, gestorben 31. 3. 1860 (Provinzarchiv der Kapuziner, Luzern, Protocollum maius 284 N).

<sup>110</sup> Siegwart-Müller 3,516.

<sup>111</sup> David Nüscher, 1792—1871, rechtskonservativ (Strobel 1121). Siegwart (diese Chronik S. 64) rühmt ihn «ein Muster von Frömmigkeit, Gattentreue und Kindesliebe und einen unerschütterlichen Verteidiger des Rechts» . . . «Im Kreise dieser Familie genoss ich selige Abende»; vgl. Siegwart 3,512.

gesammelt hatte, während man sich geweigert hatte, auch nur ein Paar Bataillone nach Luzern zu senden, wo doch die Hauptentscheidung fallen sollte <sup>112</sup> . . . Meine Frau zog wieder weiter nach Reckingen zu Herrn Oberst von Taffiner <sup>113</sup>. Er war der Oberkommandant in Oberwallis, der Waffengefährte von Herrn General Wilhelm von Kalbermatten <sup>114</sup> und der Freund von Landammann und Landshauptmann Anton Schmid von Ury <sup>115</sup>. Meine Frau und Kinder wurden auch in dem Ritterhause des Herrn von Taffiner sehr gut empfangen und bewirtet. Die Tochter Adelheid von Kalbermatten, geboren von Taffiner, berichtete die glückliche Ankunft meiner Frau und Kinder unverzüglich an mich nach Altdorf; ich erhielt den Brief in Realp; sie sorgte auch dafür, dass meine Familie in Viesch die nöthigen Pässe erhielt. In das Haus des Herrn von Taffiner führte die göttliche Vorsehung den hochw. P. Hübner <sup>116</sup> aus der Gesellschaft Jesu. Er war bei den Wallisertruppen auf dem St. Gotthard als Feldpater gewesen . . . (Bei der Reise zu Pferd nach Brig) führte (er) das Pferd und hielt dabei immer seine Zusprüche. So oft meine Frau über die Ereignisse oder über ihre und meine Lage sprechen wollte, rief er ihr immer zu: «Laissons les détails!», eine vortreffliche Mahnung . . . (S. 86) . . . Im Gasthof (in Brig) traf meine Familie den Herrn Vincenz Fischer, Oberschreiber der Polizeikommission von Luzern <sup>117</sup>, und seinen Bedienten, Johann Georg Fischer von Triengen. Ich hatte den ersteren nach Mayland geschickt, um so möglich bei dem Vicekönige Erzherzog Rainer <sup>118</sup>, welcher als hardreich <sup>119</sup> und der katholischen

<sup>112</sup> Siegwart-Müller 3,592 u. 685—6.

<sup>113</sup> Franz von Taffiner, 1789—1852, Oberst (HBL 6,628).

<sup>114</sup> W. v. Kalbermatten, General, 1793—1875 (HBL 4,441).

<sup>115</sup> Anton Maria Schmid von Uri, 1792—1880, Landammann und Landeshauptmann (HBL 6,209).

<sup>116</sup> Friedrich Hübner, 1799—1849, S. J. aus Sachsen (Strobel 1114); vgl. Siegwart 3,587.

<sup>117</sup> Vincenz Fischer 1816—96 (HBL 3,165) war mit B. Meyer an der Tagsatzung von 1847 Vertreter des Standes Luzern (Siegwart 3,387 u. 427).

<sup>118</sup> Rainer, Bruder des Kaisers Franz I. v. Osterreich, 1783—1853, regierte in der Wirtschaftsbüthe in Mailand bis Mai 1848; vgl. H. Benedikt, Kaiseradler über dem Apennin. Die Osterreichler in Italien 1700—1866 (Wien 1964) S. 114 u. 168.

<sup>119</sup> Hier «hardreich» für «hordreich», dem Sinn nach: hortreich von 'Hort' Schatz, also reich an Schätzen, sehr reich, vgl. Schweizerisches Idiotikon 6. Bd. (Frauenfeld 1909) Sp. 163. — J. u. W. Grimm, Dt. Wörterbuch 4,2 (Leipzig 1877) Sp. 1836.

Sache ergeben [bekannt] war, für die Anschaffung von Lebensmitteln und die Bestreitung von Kriegslasten Geld zu bekommen. Als ihm meine Frau leise die Lage der Dinge in Luzern, wie sie dieselbe in Gletsch durch mein Briefchen aus Flüelen kennen gelernt hatte, eröffnete, kehrte er sich von ihr ab in eine Ecke, ward sprachlos und weinte und schluchzte laut . . . Der gute kleine Paul . . . war so erschöpft, dass er im Zimmer auf dem Boden ablag und sofort dermassen entschlief, dass er auf keine Weise mehr geweckt . . . werden konnte (bis am andern Morgen, an dem sie in einem Brief aufgefordert wurde, auf ihren Gatten in Brig zu warten). (S. 87) Die Väter der Gesellschaft Jesu, P. Hübner, P. Schlosser <sup>120</sup> und die von Luzern her geflüchteten P. Roder <sup>121</sup> und P. Knackstatt <sup>122</sup> verkürzten der Familie, so gut es gehen mochte, die Zeit . . .

Als am 22. (Nov). die unglücklichen Gefechte im Entlebuch und am 23. die Gefechte von Gisikon und Meyerskappel, alle durch die Unfähigkeit und Sorglosigkeit des Generals <sup>123</sup>, ebenfalls unglücklich ausgefallen waren, da konnte auf die Behauptung der Stadt Luzern nicht mehr mit Vertrauen gerechnet werden. Der Kriegsrath war ganz entmuthigt, die Landammänner Lauener <sup>124</sup> von Ury und Holdener <sup>125</sup> von Schwyz zitterten vor Angst und drängten unaufhörlich zur Abreise. Ich fürchtete eine Auflösung des Kriegsrathes und eine Abdankung des Luzerner Regierungsraths. Beide betrachtete ich als eine Aufgabe des Rechtes und als eine Schmach. Darum beschloss ich bei mir, mich mit diesen beiden Behörden in die Urkantone zurückzuziehen und von da aus den Krieg zu leiten und Widerstand zu leisten. Die Urkantone betrachtete ich als unsere Festung, sie waren auch von unseren Chefs immer als eine solche erklärt worden. Also wurde dem General noch der Befehl gegeben, die Stadt Luzern zu vertheidigen, und wenn er sie nicht behaupten könne, dann alle Truppen zusammenzuziehen und sie in die Urkantone zu verlegen, um von da aus den Krieg fortzusetzen.

<sup>120</sup> Georg Schlosser (1804—82), S. J., aus dem Elsass, bis 1848 in der Schweiz tätig (Strobel 1126).

<sup>121</sup> Georg Roder (1812—87), S. J. aus Bayern, (Strobel 1124).

<sup>122</sup> Knackstatt wird bei Strobel (S. 1116) nicht erwähnt.

<sup>123</sup> Siegwart beschuldigte den General Johann Ulrich von Salis-Soglio, bei Luzern die Niederlage verursacht zu haben (Siegwart 3,690, Lebensdaten u. a. 3,241 u. 595).

<sup>124</sup> Joseph Leonz Lauener, 1829—62 (HBLS 4,613).

<sup>125</sup> Fridolin Holdener, 1803—49 (HBLS 4,275; Strobel 1114).

Unter diesen Umständen . . . fuhr ich den 23. Wintermonat Abends fünf Uhr mit den zwei Behörden, mit den Ursulinerinnen von Maria Hilf, mit den Jesuiten usw. im Dampfschiffe von Luzern (S. 88) nach Flüelen <sup>126</sup>. In meinem Hause zu Luzern liess ich alles, wie es war. Ich hatte weder Zeit noch Sinn, für das Meinige zu sorgen. Nicht einmal meine treue Magd Catharina Blättler liess ich zur Hut des Hauses zurück. Sie packte etwas Kleidungsstücke von mir zusammen und fuhr ebenfalls mit nach Flüelen. Ich mochte sie nicht der Wuth der Feinde preisgeben. Denn diese war schon zu den Freischaarenzeiten so gross, dass sie ihr alle Spottnamen nachriefen, ja dass sie sogar einem treuen Pudel, welcher keinem Menschen ein Leid zufügte, meinen Kindern zum Spielen und Ergötzen diene, mehr als einmal tiefe Stiche in den Leib versetzten, so dass er lange nicht geheilt werden mochte. Was war erst bei einer Einnahme von Luzern zu erwarten? Die Erfahrung hat es bewiesen, wie die sogenannten Eidgenossen mit ihren Miteidgenossen, mit Personen und Eigenthum verfahren. Mit Widerstreben fasste ich den Entschluss, auf das Dampfschiff zu gehen. Zweimal wurde ich von den Eingeschiffen berufen, da ich immer noch auf dem Rathhause weilte. Jost Weber <sup>127</sup>, damals Schreiber des Kriegsraths, mahnte mich wiederholt, doch einmal zu gehen. Endlich ging ich. Als aber das Dampfschiff abzufahren zögerte, da man noch auf diese oder jene Person wartete, wollte ich wieder hinaus, indem ich sagte, ich könne ja über Winkel gehen <sup>128</sup>. War es ein guter Geist, welcher mich von der Abreise abhalten wollte? Ich weiss es nicht: Hie und da hatte ich einen leisen Zweifel hierüber. Wenn ich aber bedenke, dass der Kriegsrath nicht mehr zu halten war, dass ich keine diktatorische Gewalt besass und somit in Luzern nicht die Fortsetzung des Kampfes aus mir allein hätte befehlen können, dass im Fall ich auch den Befehl ertheilt hätte, man demselben kaum Gehorsam würde geleistet haben, dass im Fall des Gehorsams bei der Kopflosigkeit des Generals und der Eifersucht seines Generalstabschefs Elgger <sup>129</sup>, nachdem die Anhöhen von Meggen und Adligenschwyl schon feindlich besetzt waren, an einen für uns glücklichen Kampf kaum gedacht werden darf, dass im Fall eines unglück-

<sup>126</sup> Siegwart-Müller 3,674 u. 676.

<sup>127</sup> Jost Weber, 1823—89, Hauptmann (HBLS 7,439)

<sup>128</sup> vgl. Siegwart 3,677.

<sup>129</sup> Franz v. Elgger, Generalstabschef (HBLS 3,24); zur Spannung mit Salis-Soglio: Siegwart 3,510. Siegwarts Urteil: militärisch überlegen, aber zu weich (3,596).



lichen Kampfes Luzern geplündert und verheert und das Land verwüstet worden wäre, so glaube ich, ein guter Geist habe den Gedanken zur Abreise eingeflösst und ich bereue dieselbe nicht. Es war ein Grundfehler, daß nicht im Anfange ein Diktator aufgestellt wurde. Wäre ich mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet gewesen, ich hätte lange bevor die zwölf Stände ihre Truppen würden aufgestellt haben, ein Paar Kantone überrumpelt, die radikalen Regierungen aufgelöst und so die radikale Mehrheit der Kantone gesprengt . . . Doch wer kennt die Rathschlüsse der Vorsehung? Wären wir siegreich aus dem Kampfe hervorgetreten und hätten wir die Schweiz umgestaltet, würden wir uns des Sieges lange haben freuen können? Wäre nicht wieder bald, in Folge europäischer Umwälzungen, auch in der Schweiz ein neuer und greulicher Umsturz eingetreten? . . .

Als wir von Luzern abfahren, war der östliche Himmel furchtbar von dem Brande jener Gebäude in Gisikon gerötet, welche die Eidgenossen angezündet hatten. Es stiess eine Barke an unser Schiff mit einem furchtbaren Gekrache, so daß man glaubte, das Dampfschiff müsse ein Leck bekommen. Im Dampfschiffe betheten die Ursulinerinnen mit ihren Zöglingen den Rosenkranz <sup>130</sup>; ich saß in tiefer Betrübniß in einer Ecke, P. Damberger kauerte in einer andern Ecke; alles war mißstimmt und niedergeschlagen. Wir hatten sowohl die eidgenössische als die Luzernerstaatskasse bei uns <sup>131</sup>. Schon am Morgen befahl ich, diese Kassen ins Dampfschiff zu bringen, um sie an einen sichern Ort hinführen zu lassen; denn ich hatte die sehr richtige Ansicht, wenn man diese Kassen in Luzern ließe und die Stadt überrumpelt würde, so würde man die Kassen plündern und dann sagen, wir hätten sie gestohlen. Sie wurden in Altdorf der Regierung übergeben, so daß nach der Einnahme von Luzern und der Kapitulation von Ury diese Kassen von der provisorischen Regierung von Luzern wieder zur Hand genommen werden konnten, ohne daß auch nur ein Heller darin fehlte, außer dem, was der Kriegsrath und die Regierung von Luzern für die öffentlichen Ausgaben daraus verwendet hatten, wofür die Belege alle da waren. Man hätte uns gar zu gern der Verschleppung öffentlicher Gelder, des Kassendiebstahls bezüchtigt. Der Pöbel warf uns diese Verbrechen vor, die Poli-

<sup>130</sup> Siegwart 3,676—77.

<sup>131</sup> Siegwart 3,678.

zei <sup>132</sup> schrieb uns als der Veruntreuung verdächtig aus. Allein unsere Sache war so rein, so klar, lag so erwiesen (S. 90) vor, daß die Polizei aus freiem Antriebe die Ausschreibung und die damit verbundene Anschuldigung zurückzog und wiederrief. Man mag daraus schließen, ob ich mich durch den Staatsdienst bereichert habe, daß ich meiner Frau mit ihren drei Kindern dreihundert Schweizerfranken mitgeben konnte, für mich selber aber bei der Abreise von Luzern noch 70 Schweizerfranken besaß, womit ich meine Wanderung antreten mußte . . .

Mein Nachtlager nahm ich zu Altdorf im Hause von Ingenieur Müller, in der Wohnung meines Schwagers Franz Müller. Die Schwägerin Esther Müller mit ihrer Magd war allein zu Hause. Ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen; das Schicksal des guten Luzernervolkes lag zu schwer auf meinem Herzen. Ich jammerte über dasselbe beinahe trostlos. Denn es ahnte mir, als würden die Urkantone nicht mehr Widerstand leisten und also Luzern nicht mehr wiederherstellen wollen. Am andern Morgen überzeugte ich mich von der Richtigkeit meiner Ahnung, wenigstens was Ury betraf, nur zu bald. Nach den traurigen Beratungen des Kriegsraths und Regierungsraths, wo ich die Mitglieder dieser beiden Behörden umsonst bat und beschwor, nicht auseinander zu laufen, sondern bei einander zu bleiben <sup>133</sup>, die Ereignisse abzuwarten und soviel möglich zum Guten zu leiten, entschloß ich mich, Ury zu verlassen und über die Furka nach dem Wallis zu ziehen. Vielleicht, so dachte ich, findet man dort noch einen Haltpunkt. Es wäre in der Tat, bei den ungeheuren Schneemaßen, welche auf den Bergen lagen, und bei der Enge und Festigkeit des Einganges bei St. Mauritz ein leichtes gewesen, jeden Angriff auf Wallis abzuschlagen, sich in seinen Thälern längere Zeit zu halten, vielleicht gar glückliche Ausfälle zu machen oder unvorhergesehene Ereignisse hervorzurufen und so der ganzen Sache eine andere und bessere Wendung zu geben. Zwar flößte die Regierung von Wallis kein großes Vertrauen ein, aber das Volk war tapfer und gut und der vortreffliche Wilhelm von Kalbermatten war der Oberkommandant von Wallis. In dieser Hoffnung lud ich die Mitglieder des Kriegsraths und des Luzerner Regierungsraths ein, mir nach Brieg (S. 91) zu folgen. Landammann Fridolin Holdener von Schwyz und Statthalter Zelger <sup>134</sup> von

<sup>132</sup> Polizeidirektor Schultheiss Jakob Kopp (Siegwart 3,974).

<sup>133</sup> vgl. Siegwart 3,678—9.

<sup>134</sup> Franz Nikolaus Zelger (1791—1873), Landesstatthalter 1841—7 (HBLS 7,637 n. 56).

Stanz erklärten, daß sie heimreisen müßten, die übrigen erklärten, mir zu folgen. Allein Herr Landammann Nikodem Spichtig<sup>135</sup> von Sarnen, ein 70jähriger Greis von ungewöhnlicher Schwere, konnte unmöglich über die Furka gebracht werden und war genöthigt umzukehren. Herr Landammann Leonz Lauener war mir in Wassen auf der Wirthshaus-treppe begegnet; die rasch eintretenden Ereignisse ließen uns aber Tags darauf nicht fortkommen. So fehlte mir also schon die Mehrheit des Kriegsrathes. Der Regierungsrath von Luzern ging auseinander, nur die Regierungsräthe Peter Thalmann von Entlebuch<sup>136</sup>, Ludwig Sigrist von Menznau<sup>137</sup>, Dr. Joseph Scherer von Hochdorf<sup>138</sup> und Aloys Hautt<sup>139</sup> von Luzern entschlossen sich, mit mir zu gehen. Aloys Hautt wurde aber auf der Furka krank und mußte nach Realp zurückgetragen werden; sein Kollege Scherer besorgte ihn und kehrte mit ihm zurück<sup>140</sup>. Staatsschreiber Bernhard Meyer<sup>141</sup> schwankte in Altdorf hin und her, wusste nicht, ob er mitkommen wollte oder nicht. Es war mir sehr viel daran gelegen, daß er mitkäme, weil er der Sekretär des Kriegsraths war. Ich beauftragte ihn, bei Landammann Joseph Z'graggen die kriegsräthlichen Schriften in Empfang zu nehmen. Diesem hatte ich sie vor ein paar Tagen von Luzern aus zum Verwahr gesendet. Herr Meyer vollzog meinen Auftrag nicht und Z'graggen<sup>142</sup> verrieth später das Geheimnis, so daß die Schriften an die Feinde ausgeliefert und zur Instruierung eines sogenannten Landesverrathsprozesses gegen den Kriegsrath mißbraucht wurden. Einen oder zwei Tage später kam Staatsschreiber Meyer doch über die Furka nach.

<sup>135</sup> N. Spichtig, 1782—1856, Urheber des Sarnerbundes (HBL 6,468); seine Rückkehr: Siegwart 3,680.

<sup>136</sup> Peter Thalmann, Regierungsrat seit 1841 (HBL 6,713).

<sup>137</sup> Ludwig Sigrist, seit 1845 Regierungsrat (HBL 6,365).

<sup>138</sup> Joseph Scherer, 1815—ca. 1848 (HBL 6,162); vgl. Siegwart 3,680 und 975 (Anmerkung).

<sup>139</sup> Aloys Hautt, 1806—71, Regierungsrat (HBL 4,98; Strobel 1113); vgl. Siegwart 1,499 (seine Bittschrift für die Klöster); 2,178; 3,974—5.

<sup>140</sup> Siegwart 3,680.

<sup>141</sup> B. Meyer, 1810—74, 1841—48 Staatsschreiber (Strobel 1118). Vgl. Siegwart 3,679.

<sup>142</sup> Nicht Joseph Zgraggen, Altlandammann, denn er starb 1844 (HBL 7,650). Gemeint ist offenbar Franz Xaver Zgraggen, Landammann 1846—7; vgl. Siegwart 3,674.

Gegen Mittag verreiste ich von Altdorf. Meiner Frau Schwester Franziska, die Frau von Vinzenz Müller, hatte für mich ein Wägelchen bestellt, allein Fürst von Schwarzenberg <sup>143</sup> nahm es mir einfach weg und fuhr damit fort. Ein anderes war nicht mehr aufzutreiben. Also reiste ich zu Fuß . . . Meine Begleiter waren die treue Magd Catharina Blättler, Verhörer Wilhelm Ammann <sup>144</sup> und Professor Nepomuk Schleuniger <sup>145</sup>. An Geld hatte ich, wie gemeldet, um 70 Franken bei mir, an Kleidern ein paar Hemden, einen Rock und Hosen. Diese Kleider gab ich auf dem Wege einer Frau zu tragen. Diese holte uns aber gar nicht mehr ein, so daß ich nur noch diejenigen Kleider hatte, die ich auf dem Leibe trug. Auf dem Wege nach Steg erreichten mich die Regierungsräthe Sigrist und Thalmann, welche auf einem Wägelchen saßen, das sie noch zur rechten Zeit in Altdorf bestellt hatten.

In Steg kehrten wir bei Gastgeber Indergand <sup>146</sup> ein und nahmen eine Labung. Vor dem Hause war diejenige Kompagnie von Freiwilligen, welche Herr Verhörer Ammann gebildet hatte. Sie war vom St. Gotthard zurückgekehrt. Auch andere vom Gotthard zurückgekommene Soldaten standen dort. Einer aus ihnen sprach ziemlich laut: «So machen sie es, wenn sie das Volk in das Unglück gebracht haben, dann gehen sie». Das machte mich darauf bedacht, auf dem Wege für meine Sicherheit Vorsorge zu treffen. Ich ersuchte den Führer der Freiwilligen, mir ein paar Männer von seiner Kompagnie auf die Furka mitzugeben. Es fanden sich sogleich vier dazu (S. 92) bereit, uns zu geleiten. Mit diesen zogen wir weiter. Auf dem Wege begegneten uns von Zeit zu Zeit Soldaten, welche von der Gotthardexpedition zurückkehrten. Man erwartete auch die Rückkehr der zwei Kommandanten dieser Expedition, der Herren Ingenieur Emanuel Müller und Vincenz Müller, mein Schwager. Beide hatten den Entschluß gefasst, nach Luzern zu eilen und an dem Kampfe gegen die Zwölfkantonler Theil zu nehmen. Als sie die

<sup>143</sup> Fürst Friedrich von Schwarzenberg, geb. 1800, wird von Siegwart zu negativ beurteilt. Er war ein fähiger Stratege und sehr realistisch in militärischen Dingen, vgl. A. Winkler, Des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg Anteil am Sonderbundskrieg. Zeitschr. f. schweiz. Gesch. 1 (1921) 266—316, 371—424. bes. 378—393.

<sup>144</sup> W. Ammann aus Frauenfeld, von Siegwart nach Luzern geholt, damit er die widersprechenden Angaben der Verhafteten nach der Ermordung von Rats herrn Leu entwirre (Siegwart 2, 1043).

<sup>145</sup> Über Schleuniger vgl. oben in der Einleitung.

<sup>146</sup> Hotel Weisses Kreuz, Amsteg.

Lage der Dinge und den Rückzug des Kriegsraaths vernommen hatten, beschleunigten sie die Reise, um mich zu bewegen, nach Luzern zurückzukehren. Auch ich hatte ein Verlangen, diese beiden Verwandten und Freunde zu sehen und sie von dem Stande der Dinge zu unterrichten. Wir gaben also Acht, einander nicht zu verfehlen. Auf dem großen Zickzack vor Wassen begegnete uns eine große Kutsche, ich schaute hinein und weil ich kurzsichtig bin, so sagte ich zu meinen Begleitern, sie möchten sehen, ob etwa die beiden Herren darin wären. Sie versicherten mich: nein! Die im Wagen hatten auch uns nicht erkannt, obwohl es noch nicht gar dunkel gewesen war. Bald hernach begegnete mir mein Schwager Johann, welcher auch vom St. Gotthard herabkam. Ich fragte ihn, wo die beiden Kommandanten wären, und er erwiederte mir, sie müssten uns begegnet sein, denn sie wären erst in einer Kutsche hinuntergefahren. Wie kam es wohl, daß wir uns nicht gesehen oder gekannt hatten, obwohl wir uns sonst gegenseitig so gut kannten und wenigstens wir sie noch in der Kutsche vermuthet hatten? Offenbar sollten wir uns nicht erkennen. Gott hatte noch etwas anderes mit mir vor.

Ich kehrte mit meinen Begleitern zu Wassen in Rathsherrn Walkers<sup>147</sup> ein und stärkte mich da zur Weiterreise, fragte auch, ob man etwa ein Wägelchen bekommen könnte. Denn ich war von den vielmonatlichen Strapazen und von der Schlaflosigkeit abgeschwächt, von den Ereignissen niedergedrückt und mochte darum diese anstrengende Fußreise nicht mehr wohl ertragen. Allein es war kein Fuhrwerk aufzutreiben, so mußten wir also doch uns entschließen, den Weg wieder unter die Füße zu nehmen. In Göschinen fragten wir wieder nach einem Wägelchen, wir bekamen wieder keines und vernahmen noch, daß die beiden Regierungsräthe Thalman und Sigrist wegen des Glatteises ihr Wägelchen hätten zurücklassen müssen und zu Fuß nach Andermatt gegangen seien. Wir überzeugten uns beim Hinaufsteigen der Schöllinen bald, daß es an Unmöglichkeit gränzte, mit einem Fuhrwerke fortzukommen und daß man sich mit mehr Sicherheit, wenn auch gar nicht ganz gefahrlos, seinen Füßen vertraue. Also zogen wir wieder vorwärts über die schauerliche Teufelsbrücke, welche mein Freund Ingenieur Emanuel Müller gebaut, und durch das Ursernloch nach Andermatt. Dort kehrten wir bei Dreikönigen ein, wo ich zu übernachten gedachte.

<sup>147</sup> Joh. Joseph Walker, 1796—1867 (HBL 7,372).

Ich setzte mich in die Wirthstube hinter den runden Tisch. Da trat der Schreiber oder Fourier meines Schwagers Karl Leonhard Müller, ein Sattler von Zürich, in die Stube herein und begann sogleich zu lärmern und zu drohen: «Heut und morgen geht mir niemand über die Furka — wenn niemand den Weg versperrt, so werde ich mit einer Pistole dort sein — wenn die Bauern herhalten müssen, sollen auch die Herren herhalten». Dabei fluchte er, wie ein Besoffener, und rückte immer auf den Tisch zu, hinter welchem ich in einer Ecke saß. Ich achtete (S. 93) nicht viel auf diese Drohungen, weil ich den Sattler für einen Besoffenen hielt. Nicht so ruhig war Verhörer Ammann, er sprang auf den Sattler zu, fasste ihn bei der Cravate und hielt ihn fest, bis mein Vetter, Karl Jauch <sup>148</sup> von Altdorf, der Offizier der Wache, die Wache holen und den Sattler abführen ließ. Man fand zwei Pistolen bei ihm, eine mit drei, die andere mit sechs Kugeln geladen. Mein Freund Eduard Cathry <sup>149</sup> ließ ihn wohlverwahrt mit den geladenen Pistolen nach Altdorf bringen, allein da wurde er bald wieder frei gelassen. Wie hätte man damals irgend einen gewalttätigen Versuch gegen mich strafen mögen? Es herrschte gegen die Katholiken Anarchie. Eduard Cathry, damals Platzkommandant von Ursern, kam zu mir, hieß mich ihm in ein oberes Zimmer zu folgen und bat mich dringend, meine Reise noch diese Nacht bis Realp fortzusetzen, damit ich morgens früh über die Furka könne. Hier hätte ich nur Unannehmlichkeiten zu fürchten. Er drang mit solchem freundschaftlichem Ungestüm in mich, dass ich, obgleich ganz ermattet, mich entschloß, den drei Stunden langen Weg durch den Schnee auch noch zu unternehmen. Cathry begleitete mich bis Hospenthal, die zwei Regierungsräthe Thalman und Sigrist und Professor Schleuniger kamen mit bis Realp. Verhörer Ammann blieb in Hospenthal zurück.

Erst gegen zwei Uhr in der Nacht bei Mondschein kamen wir bei dem Kapuziner P. Vincenz in Realp an. Als ich in die Stube eintrat, sah

<sup>148</sup> Die Verwandtschaft zwischen Jauch und Siegwart geht wohl über die Urgrossmutter der Frau Josephine Siegwart-Müller, d. h. über (Magdalena) Ursula Jauch († 1786), die 1736 Karl Franz Müller v. Hospenthal (1698—1761), den Obersten der Schweizergarde, ehelichte. Ihr Sohn war Karl Franz Müller, der Vater des «Plätzlimüller» Karl Martin, vgl. A. Müller, Frau Landammann Maria Josepha Müller-Brand. Hist. Njbl. Uri 27 (1921) 13—14,34.

<sup>149</sup> E. Cathry aus Andermatt, Jugendfreund Siegwart-Müllers (Siegwart 1,11), errichtete mit Siegwart zusammen 1840 ein Rechtsberatungsbüro in Luzern (Siegwart 1,371).

ich den Fürsten von Schwarzenberg auf seinem Mantel und Reisesack auf dem Boden liegen, er schlief und schnarchte und wachte nicht auf. P. Damberger<sup>150</sup> war auch in Realp, er war zu Bette gegangen. Hier erfuhr ich nun zu meinem Troste, daß meine Frau mit den Kindern glücklich über die Furka hinüber und in Reckingen angekommen seien. Ich legte mich im gleichen Zimmer, in welchem P. Damberger war, zu Bette, um ein paar Stunden auszuruhen.

Morgens fünf Uhr sollte die Reise über die Furka angetreten werden. Es war der Tag der hl. Katharina — 25. Wintermonat —, der Himmel war hell, der Schnee ziemlich gefroren. P. Damberger ging in seinem Ordenshabite wohl eine halbe Stunde voraus, so daß wir ihn weder bergaufwärts noch bergabwärts mehr einholten, wohl aber ihn oft eine weite Strecke vor uns auf der Höhe erblickten. Er stieg immer frisch und mutig voran und eilte dem Gletschhause zu. Mit mir gingen die vier Jäger, die beiden Regierungsräthe Thalmann und Sigrist, beide mehr als 60 Jahre alt und an solche Strapazen nicht gewöhnt, Professor Schleuniger, der Fürst von Schwarzenberg und unsere gute Katharina Blättler. Fürst von Schwarzenberg wurde auf einmal todttenblaß, ein Schluck guten Weines, womit wir uns bei P. Vinzenz versehen hatten, stellte ihn jedoch wieder her, so daß er den Berg rüstig hinanstieg . . . (S. 94) Von den begleitenden Jägern war einer, ich weiß nicht aus welchen Gründen, auf der Höhe des Berges zurückgeblieben, die andern baten mich, doch das Luzernervolk nicht zu vergessen und ihm wo möglich von außen her Befreiung zu verschaffen. Ich suchte die treuen Leute aufzumuntern. Wirklich hätte ich die Herbeiführung einer fremden Dazwischenkunft für kein Verbrechen gehalten, wenn sie die Schweiz vom Joche des Radikalismus hätte befreien können. Allein ich hielt schon damals in Luzern und halte noch heute dafür, dieselbe wäre mehr zum Vortheile der Revolutionäre als der Katholiken ausgefallen . . . Mit der Centralisation ist . . . die Unterdrückung der Katholiken unvermeidlich . . . vereint . . .

Bei dem Herabsteigen oder Herabschlüpfen von dem Berge war ich durch den Fall auf einen Stein nahe daran, eine Hand zu brechen. Um zwei Uhr waren wir endlich ins Wirthshaus Gletsch gekommen. Die drei Jäger erwarteten mit Recht eine Belohnung von dem Fürsten von

<sup>150</sup> Josef Damberger S. J. (1795—1859) von Bayern, bedeutender Kanzelredner, 1845—47 Prof. in Luzern (Strobel 1105).

Schwarzenberg, von mir wollten sie gar nichts annehmen. Allein der Fürst wollte dies nicht verstehen, er gab ihnen keinen Kreuzer. So nahmen sie denn endlich von mir 16 Schweizerfranken und wir schieden wehmüthig von einander. In Gletsch saß P. Damberger in seinem Habite auf einem niederen Stuhle und erzählte eine Geschichte um die andere, gleich als wäre mit ihm nichts vorgegangen. Er beabsichtigte offenbar, mich zu zerstreuen und aufzumuntern. Allein ich hatte kein Gefühl für irgend welche Erheiterung. Mein Körper war zu abgemattet, mein Gemüth zu traurig. Der Wirth, ein eckelhafter Säufer, vergällte uns durch seine niederträchtigen Witze über die arme Katharina Blättler das ohnehin nicht gar gute Mahl. Nachdem ich mich ein wenig durchwärmt . . . hatte, trat ich mit meinen Gefährten die Reise nach Münster an. Ich ging fast immer voraus. Wo ich einen bequemen Stein antraf, setzte ich mich darauf und schlief sogleich jedesmal ein, bis der Tritt meiner nachkommenden Gefährten oder ihre Stimme mich wieder aufweckte.

In Oberwald kehrten wir ein, um womöglich ein Paar Pferde zu bekommen. Es gelang uns wirklich. So theilten wir miteinander ab, bald zu Pferde, bald zu Fuße, und gelangten glücklich nach Münster. In Obergestelen hatte ich den alten freundlichen Mann angetroffen, welcher meine Frau und meine Kinder mit Pferden versehen und bis Mörell begleitet hatte. Durch ihn erfuhr ich zu meinem Trost, daß sie glücklich weiter gekommen seien. In Münster war es meine erste Sorge, meiner Frau von meiner sofortigen Ankunft in Brieg Voranzeige zu machen. Wohl eine Stunde hatte ich zu fragen und zu bitten, bis ich ein Bleistift erhalten mochte, um das Billet zu schreiben. Nicht weniger Mühe kostete es, einen Eilboten zu bestellen, welcher das Billet noch in der gleichen Nacht nach Brieg trüge. Endlich gelang auch dieses und der Eilbote traf gerade im (S. 95) rechten Augenblicke in Brieg ein.

Als wir zu Münster in einem Nebenzimmer zu Nacht speisten, rief mich die Wirthin hinaus, es sei ein Herr gekommen und begehre mich zu sprechen. Man führte mich in einen großen Saal. Der Herr schaute, ehe er zu reden begann, in alle Ecken und Winkel. Es fing mir an, unheimlich zu werden. Der Saal war nur schwach beleuchtet, meistens ganz finster. Endlich begann der Herr mit leise flüsternder Stimme sein Anliegen zu eröffnen und ich vernahm, daß er ein Jesuit — P. Hiß<sup>151</sup> —

<sup>151</sup> Franz Xaver Hiss, SJ (1807—71) aus dem Elsass, Prof. in Brig, nach 1847 in Frankreich (Strobel 1113).



sei, daß der Herr Bischof von Sitten <sup>152</sup> ihn mit einer Sendung an den päpstlichen Nuntius nach Luzern beauftragt habe. Er fragte mich, wo der Nuntius sei und ob er wohl zu ihm gelangen könne oder ob der Gotthard versperrt und besetzt sei. Er eröffnete mir, daß das Kloster auf dem Großen St. Bernhard der Regierung behufs eines Anleihens Bürgschaft oder Hypothek leisten und hiefür die Bewilligung des Nuntius einholen wolle. Die Anfrage schien mir sehr einfach zu lösen. Doch mißriet ich P. Hiß nicht geradezu, über die Furka zu gehen und dem Herrn Nuntius die Frage vorzulegen.

In Münster genoß ich das erstemal wieder eines ruhigen Schlafes. Die beiden Regierungsräthe klagten aber am Morgen, daß sie gar nicht hätten schlafen können. Sie waren auf der ganzen Reise in einer großen Unruhe. Ziemlich früh des Morgens nahmen wir den Weg wieder unter die Füße und zogen vorwärts bis Viesch. Dort kehrten wir ein und ersuchten den Zehntenpräsidenten, uns Pässe auszustellen, was er mit der größten Bereitwilligkeit that. Von da gingen wir nach Mörell, wo wir zwei Wägelchen nahmen. Die Straße war sehr schlecht. Einmal wurden wir so auf die Seite gegen die Rhone geworfen, daß Herr Sigrist nach ein Paar Augenblicken, als er vom Schrecken sich etwas erholt hatte, sagte: «Ich hätte für mein Leben keinen Halbbatzen mehr gegeben». Wir kamen jedoch, ohne über Bord in die Rhone zu stürzen, glücklich weiter. Als wir gegen Brieg nahten, kam uns der Bediente J. Georg Fischer entgegen und, wie er uns erblickte, weinte und schluchzte er.

In Brieg traf ich meine Frau und meine Kinder. Es war ein schmerzvolles Wiedersehn. Die Trauer überwältigte mich, meine liebe Josephine, obwohl selber angegriffen, suchte mich durch diejenigen Gründe, welche die Religion und die Gerechtigkeit der Sache, so wie ihre Liebe ihr eingaben, mich zu trösten. Die Kinder waren froh, ihren Vater wieder zu haben. Herrn Vincenz Fischer befahl ich, mit dem Gelde, welches er vom Vicekönig in Mayland empfangen, einstweilen in Brieg zu bleiben. Es war wieder ein offenbarer Zug der göttlichen Vorsehung, daß sie mir und anderen Flüchtlingen dieses Geld zur Verfügung stellte, zur Zeit, als wir aller Geldmittel sozusagen entblößt waren. Meine Frau hatte die Besonnenheit gehabt, die Kapitalien, die Familienschriften, die Schmucksachen und das Silberzeug mitzunehmen und es so aus den

<sup>152</sup> Bischof von Sitten war Peter Jos. de Preux (1843—1875).

Klauen radikaler Räuber zu retten. Das war noch alles, was uns von unserer Habe geblieben war . . .

Es war meine Absicht, den Kriegs Rath in Brieg wieder zu versammeln, da den Feinden der Religion, der Freiheit und des Rechts Widerstand zu leisten und wo möglich Ereignisse herbeizuführen, welche der Sache der Katholiken wieder einen Umschwung geben könnten. Wallis war damals wirklich unangreifbar und unzugänglich. Eine geringe Macht hätte einem grossen Heere den Eingang versperren können. Kaum in Brieg angekommen, ergriff ich sogleich die Feder und schrieb an den Staatsrath in Sitten, daß ich angekommen sei, um den Kriegs Rath zu versammeln und daß ich die Regierung von Wallis um den allfällig nöthigen Schutz ersuche. Als ich dieses P. Hübner sagte, erwiederte er, ich solle vielmehr auf meinen eigenen Schutz bedacht sein und mich sobald möglich aus dem Wallis entfernen. Die Regierung werde keinen Widerstand leisten, sondern das Land dem Feind übergeben. Als ich seinem Rat kein Gehör geben wollte, drang er in (S. 96) mich, wenigstens meine Familie abreisen zu lassen. Hierin gab ich ihm nach.

Meine Frau, die Kinder und Catharina reisten am 27. (Nov.) in einem offenen Wägelchen von Brieg über den Simplon ab. Auf einem zweiten Wägelchen machten die Herren Thalmann und Sigrist die Reise mit. Nur einen oder zwei Tage später wäre diese Reise für sie alle viel beschwerlicher und selbst gefahrvoll gewesen. Ich gab meiner Frau die Geldkiste mit, welche Herr Vincenz Fischer von Mayland gebracht hatte. Es war ein beissender kalter Wind. In Perisal trafen sie die P. Roder und P. Staudinger <sup>153</sup>, einen Greisen von mehr als 70 Jahren, an, welche ihnen nachfolgten. Auf dem Hospitz des Simplons kamen meine Familie und die beiden Regierungsräthe unter erstickendem Schneege stöber an und wurden bei den Söhnen des hl. Bernard gut bewirthet und beherberget. Es ist fast unglaublich, aber doch Thatsache, daß radikale Barbarei selbst diese Mönche im Besitze ihrer Güter nicht ungestört lässt <sup>154</sup>, da sie dieselben doch nur zum Wohle und oft zur Rettung der Reisenden und zum Unterhalte ihres mühseligen aufopfern-

<sup>153</sup> Georg Staudinger, 1783—1848, SJ. aus Bayern, 1830—36 Provinzial. Er war demnach 1847 64 Jahre alt.

<sup>154</sup> Die Augustiner-Chorherren des Grossen St. Bernhard besorgten das Simplonhospiz, das 1847 ausgeplündert wurde, aber auf Intervention fremder Mächte musste die Walliser Regierung die Güter zurückgeben; vgl. Th. Schwegler, *Gesch. der kath. Kirche in der Schweiz* (Stans 1943) S. 308.

den Lebens verwenden. Den 28. kam meine Familie glücklich auf piemontesischem Gebiete an. Man machte in Isella gar keine Schwierigkeiten, Personen und Gegenstände einzulassen. Nur mußten für das Silber zweihundert Franken bei der Grenzmauth hinterlegt werden. In Domodossola kehrten die Regierungsräthe im Gasthofs ein, meine Familie aber ging außer die Stadt zu Herrn Giovanni Gentinetta, an welchen sie einen Empfehlungsbrief von P. Hübner abgab. Er saß am Kamin, setzte einen Nasenspiegel auf und las den Brief mit vieler Mühe, dann sagte er meiner Familie die Herberge und Kost in seinem Hause zu.

Ich blieb den 26., 27. und 28. noch in Brieg. Von Landammann Holdener erhielt ich noch einen Brief aus Altdorf, worin er mir noch die Abreise zu einer dreiörtigen Conferenz nach Brunnen anzeigte<sup>155</sup>. Ich konnte Niemanden anders erwarten, als den Herrn Major Reynold<sup>156</sup> von Freiburg, welcher auch wirklich in Brieg ankam, aber unverzüglich über den Simplon nach Mayland reiste. Oberst von Zenklusen<sup>157</sup> konnte ohne besondere Vollmachten der Regierung zu nichts rathen und zu nichts stimmen. Somit sah ich, daß mein amtliches Wirken zu Ende wäre. Gleich nach meiner Ankunft in Brieg war ein ungeheurer Kapuziner in die Gaststube gekommen und hatte sich an mich hergemacht, um von mir zu erspähen, wie die Sachen stünden. Gar bald vernahm ich, daß die Regierung mit dem Feinde unterhandelte. Man fügte bei, der Große Rath würde die Kapitulation genehmigen. Man ging soweit, den braven Herrn General Wilhelm von Kalbermatten, welcher schon seit seinem Eintreffen in St. Maurice unablässig darauf gedrungen hatte, ihm die Vollmacht zum Angriffe zu geben, die man ihm verweigerte, als Verräther zu bezeichnen und ihn so der Rache des Volkes preiszugeben.

P. Hübner drang unablässig in mich, Wallis zu verlassen, da mein Aufenthalt in Brieg zu nichts mehr nütze, für mich aber gefährlich werden könne. Ich bestand darauf, zuerst eine Antwort von der Regierung in Sitten abwarten zu wollen. Da nöthigte mich P. Hübner gleichsam,

<sup>155</sup> Die Konferenz der Urkantone vom 25. Nov. 1847 in Brunnen bezweckte die gemeinsamen Verhandlungen der Kapitulationsbedingungen (Bucher, Die Gesch. 396—7).

<sup>156</sup> Simon Joseph Frédéric de Reynold, Major seit 1833, Mitglied des Kriegsrates 1847 (HBLS 5,601 n. 51)

<sup>157</sup> Simon Zenklusen, 1847 Walliser Vertreter im Kriegsrat (Bucher 59). Siegwart (3,605) nannte ihn den loyalsten und entschiedensten Mann der Walliser Regierung.

den Gasthof zu verlassen und im Jesuitenkollegium Wohnung zu nehmen. Am 28. speiste ich dann wirklich im Collegium zu Nacht und nahm daselbst mein Nachtlager. Ungefähr um zehn oder eilf Uhr Nachts kam der Staatsrat von Kalbermatten (S. 97) — nicht der General — von Sitten und sagte mir nach langen Umschweifen, daß Wallis . . . ebenfalls kapituliert habe . . . <sup>158</sup>

Herr Staatsschreiber Bernhard Meyer war mir endlich gefolgt, auch Herr Oberst von Elgger und andere Offiziere des Stabes waren in Brieg angekommen. P. Hübner sorgte uns für Wägen. Morgens in der Frühe, den 29. Wintermonat fuhren wir den Simplon hinan. P. Hübner war mit uns. Überall riefen ihm auf dem Wege die Leute wehmütig zu: «Vater, wollt ihr uns verlassen?». Er antwortete: «Nein, liebe Kinder, ich komme wieder, ich gehe zuletzt. «Er war im ganzen Oberwallis wie ein Vater geliebt und verehrt. Er verstand es aber auch, Allen Alles zu werden. Er war früher Protestant gewesen und jetzt ein Jesuit, er war Arzt und ein vortrefflicher Physiker, er lehrte die Oberwalliser, die Rhone eindämmen, er wußte für alle Rath, hatte für alle Trost und Hilfe. Er war vor allem und in Allem ein tief religiöser Geistesmann. Mir empfahl er, in der Betrachtung des Leidens Christi bei der Abbetung des hl. Rosenkranzes Stärke und Ergebung zu suchen. In Perisal kam der Augenblick unserer Trennung. Er nahm kurzen Abschied, empfahl mir nochmals sein: «Laissons les détails», ich weinte vor Leid. Schon war er eine Strecke hinter unserem Wagen, da kam er nochmals gelaufen und nahm zum zweitenmal, mit Thränen in den Augen, Abschied von mir. Wir empfahlen uns gegenseitig in das Gebeth, und ich bin überzeugt, daß er meiner Empfehlung nachgekommen ist, so wie ich heute noch mit dankbarem Gemüthe für den in Amerika dahingeschiedenen bethe. P. Hübner war noch in seiner vollen Kraft, er hätte noch lange Gutes wirken können. Die radikale Parteiwuth hat ihn, wie Hundert andere, aus seinem gesegneten Wirkungskreise gewaltsam weggerissen, und so ist er als frühzeitiges Opfer dieser Erde entrückt worden <sup>159</sup>.

In dem Hospitze der Bernhardiner auf dem Simplon stärkten wir uns mit Speise und Trank, welche uns auf die freundlichste und edelste

<sup>158</sup> Der Staatsrat François de Kalbermatten war gemässigt konservativ, nicht so unbedingt sonderbündisch wie der General Wilhelm v. Kalbermatten (Bucher 411).

<sup>159</sup> P. Friedr. Hübner starb 1849 nur 50jährig in Amerika.

Weise dargereicht wurden. Beim Weggehen begann es zu schneien, so daß wir ganz durchnässt in das Dorf Simpeln — das letzte des Walliserlandes — kamen. Gleichwohl rieth ich, die Reise fortzusetzen, weil ich mit Recht befürchtete, der Schneefall möchte uns für den nächsten Tag ein Hinderniß zum Fortkommen sein. Allein die Herren Meyer und Elgger wollten nicht mehr weiter und die Mehrheit stimmte zum Einkehren und Übernachten. Die Wirthin lieh uns trockene Strümpfe und Schuhe. Die Wärme, Speise und Trank und der Schlaf thaten uns wohl. Allein draussen piff der Wind und jagte den Schnee durch das schlechtverschlossene Fenster (S. 98) in unser Schlafzimmer, ja sogar auf meine Bettdecke herein.

Am Morgen, den 30. in der Frühe, spannte man ein Paar Schlitten an. Soviele darauf sein mochten, stiegen auf, die andern gingen zu Fuß. Staatsschreiber Meyer und ich waren auf dem letzten Schlitten. Der Schnee fiel unaufhörlich, so daß man gar keine Straße mehr erkennen konnte und man sich ganz den Führern überlassen mußte. Einmal warf es unseren Schlitten gegen den Simpelnbach um, ich lag unten in Schnee, Staatsschreiber Meyer auf mir. Mit Noth waren wir dem kalten Bade im Simpelnbach entgangen. Als wir ein Paar Stunden so langsam durch das Schneegestöber gefahren waren, erklärten die Führer, daß die Pferde mit den Schlitten nicht mehr fortkommen könnten, sie müßten sie also ausspannen und wir müßten nun alle zu Fuß gehen, sie wollten uns voraus die Bahn eröffnen. Wir mußten uns dazu bequemen. Die Pferde wurden also ausgespannt, die Schlitten an einen Felsen gelehnt. Ein oder zwei Führer gingen voraus, wir zogen unser zehn in kurzen Zwischenräumen hintereinander nach, immer den Fuß in die Fußstapfen des Vorgängers setzend. Bei uns war der Jesuitenbruder Hegglin, ein Greis von siebzig Jahren mit Silberhaaren; es war bei uns P. Knackstatt, ein hageres Männchen in Sommerkleidern, Oberst von Elgger, eine lange hagere, ausgemagerte Gestalt mit einer grauen Kaputze über den Kopf — schauerlich anzusehen —, Professor Nepomuk Schleuniger, mit goldlockigen Haaren, von gar schwacher Leibesbeschaffenheit, Oberschreiber Vincenz Fischer, an Bergreisen schon etwas gewöhnt, denn auf seiner Reise nach Mayland hatte er von Regen und Wind so gelitten, daß man für sein Leben gefürchtet hatte, Staatsschreiber Meyer, ein junger, kräftiger Mann, der Bediente Johann Georg Fischer und ich, von Nachtwachen, Sorgen und Mühseligkeiten abgemattet. So zogen wir in dem Schneegestöber langsam vorwärts. Bei eilf kleine Lauinen rollten bald rechts,

bald links von den Bergen hinunter. Herr Schleuniger musste sich einmal unter einen Felsen flüchten, um von einer Lauine nicht überschüttet zu werden. Man kann sich den besten Begriff von den Beschwerden dieses Marsches machen, wenn man weiß, daß die Führer, um mit ihren Pferden die Strecke von ungefähr zehn Minuten zurückzulegen, mehr als eine Stunde dazu brauchten.

Ungefähr gegen eilf Uhr kamen wir zu dem ersten Schirmhause. Es sind dieses steinerne Häuser, welche in der Nähe von gefahrvollen Stellen gebaut werden, damit die Reisenden sich vor den Lauinen darein flüchten können. Die Führer erklärten, es wäre unmöglich, weiter zu kommen. Wir mußten uns also entschließen, in diesem Schirmhause auf besseres Wetter zu warten. Herr von Elgger sagte bei seinem Eintritte in das Schirmhaus: «Es ist gut, dass wir zwei Pferde haben, so müssen wir doch hier nicht Hungers sterben». Der Vorrath, welcher im Schirmhause sich befand, genügte jedoch für die Zeit unseres Aufenthaltes vollständig. Man sott uns Schweinefleisch und gab uns die Suppe davon. Der Magen konnte auf diesem Berge (S. 99) alles verdauen. Man setzte uns auch eine Art Würste vor, deren Inhalt gelb und von einem abscheulichen Geschmacke war, so daß mehrere von uns, ungeachtet des Hungers, sie nicht verschlucken mochten. Allein Schweinefleisch, Brot und Wein waren gut und stillten unseren Hunger und Durst genugsam. Womit sollten wir uns die Zeit vertreiben? P. Knackstatt betete das Brevier. Wir fingen in unserem Elende an, Verse und Reime zu machen. Einige gingen hinaus, im Schnee zu spielen, wobei Herr Meyer seinen Siegelring verlor. Schon sehr frühe brach die Nacht ein.

Wo und wie sollten wir schlafen? In einer Dachkammer, neben der Heuscheune, waren drei Betten, hart wie Läden, jedoch mit Decken versehen. Meyer und Elgger lagen zusammen, Oberschreiber Fischer und Schleuniger ebenfalls, ich und der Bediente im dritten Bette. Über dem Bette von Oberschreiber Fischer war eine Art Zugloch, wie ein Kamin, durch welches die frische Alpenluft einziehen konnte und an welchem Fischer, wenn er sich nur ein wenig erhob, den Kopf anputschte. P. Knackstatt wollte in kein Bett, er legte sich in seinen Kleidern auf den Tisch, Bruder Heggli und die Führer lagen auf dem Boden im Heu. Wir schliefen weder sehr sanft, noch sehr viel. In der Nacht sprang einmal Staatsschreiber Meyer aus dem Bett und rief: «Ich glaube, ich bin voll Flöhe und Läuse». Oberst Elgger erwiderte ganz trocken: «Was tut das, in den Lagern macht man mit all' diesen Thieren gute Camerad-

schaft. Kommen sie nur wieder ins Bett». Herr Meyer konnte auch nichts Besseres tun, als diesem freundschaftlichen Rathe zu folgen. Nachts ungefähr zwei Uhr hörten wir an der Thüre poltern, schwören und fluchen. Es war der von Isella zurückgekehrte Hausherr, von seinem Freunde Bacchus begleitet. Er kam die Treppe herauf, immer murrend und knurrend, öffnete unsere Thüre, tappte durch die Kammer in den Heustall, um ebenfalls des Schlafes, dessen er sehr bedurfte, zu genießen. Seine Ankunft zeigte uns einen Hoffnungsschimmer, daß es doch noch möglich sein dürfte, weiter zu kommen. Das Schneien hörte während der Nacht auf. Es war freilich in der Nähe des Schirmhauses gegen Isella zu eine herabgerutschte Lauine aufgeschichtet, welche vermutlich unsern Führern Tags zuvor die Unmöglichkeit der Weiterreise dargetan hatte. Aber sie war doch leicht durchstoßen.

Ungefähr um acht Uhr Morgens verkündete man uns zu unserer grossen Freude, dass wir aus der Gefangenschaft dieses Walliserschirmhauses befreit, unsere Fussreise wieder antreten könnten. Nachdem wir die nicht unbeträchtliche Zeche bezahlt hatten, machten wir uns auf den Weg. Er war auch kein Lustwandeln. Der Schnee war auf dem Abhange gegen Domodossola so weich geworden, daß man mit jedem Schritte ausschlüpfte und die Nässe an den Füßen spürte. P. Knackstatt und ich mögen in dieser Beziehung nicht den besten Theil gehabt haben. Er hatte so weite Schuhe, daß er Tage zuvor einen längere Zeit im Schnee verloren hatte. Ich hatte Schuhe, an deren Überleder von innen noch die Kalbshaare hingen, eigentlich warme Winterschuhe. Aber der gefrorene Schnee auf der Furka hatte meine Schuhe an verschiedenen Stellen so zerschnitten, daß die roten Kalbshaare aus denselben herausguckten. Natürlich kam durch diese Öffnungen die Nässe reichlich herein.

Sobald wir in Sella den piemontesischen Boden betraten, überraschte uns, nach einer zehnstündigen (S. 100) grausigen Wildniß, der plötzliche freundliche Wechsel der südlichen Natur. Des Schnees war nur sehr wenig mehr. Bald zeigten sich die Kastanienbäume und die Weinberge und italienisch gebaute Landhäuser. In Isella hatten wir mit unseren Pässen keinerlei Anstand. Die sardinische<sup>160</sup> Regierung stand mit den katholischen Ständen in freundlichen Beziehungen, das bewährte

<sup>160</sup> Das Königreich Sardinien besass unter dem Fürsten Karl Albert (1831—49) auch das Piemont.

sie uns auch im Unglück. Es gebührt ihr hiefür der lebhafteste Dank. Wäre sie nur bei diesen Gesinnungen fortwährend geblieben. In Domodossola war der Sammelpunkt der Flüchtlinge. Es gab keinen andern Ausweg für sie als die Furka und den Simplon. Auch der General von Salis-Soglio kam durch Unterwalden und Ury über die beiden Gebirge nach Domodossola. Man machte ihm da den Vorwurf, er hätte am 24. noch einen Kampf mit den Feinden wagen sollen <sup>161</sup>. Der General wollte sich mit dem letzten Befehle des Kriegsaths rechtfertigen, zog ihn hervor und las ihn ab. Da erhoben sich alle Offiziere und riefen einstimmig, der Befehl des Kriegsaths sage ja klar und bestimmt das Gegentheil von demjenigen, was der General behauptete. Man ist versucht zu glauben, der General habe den Befehl des Kriegsaths entweder nicht verstanden, obschon er ganz deutlich abgefasst gewesen, oder er habe ihn ungelesen in den Sack gesteckt, oder er habe ihn nicht befolgen wollen. Es hatte in dem Befehl gestanden, wenn seine Wunde den General hindern würde, das Oberkommando fortzuführen, so solle er dasselbe dem Herrn Obersten von Elgger übergeben <sup>162</sup>. Dazu hätte sich aber der eitle Salis nicht entschließen können . . .

In Domodossola suchte ich alsogleich meine Familie auf. Ich ließ mich zum Hause von Herrn Gentinetta führen. Es war dieses ein schön gebautes Landhaus. Als ich aber hereintrat — Welch ein Anblick. Rechts vom Eingange eine finstere Küche im Erdgeschoß, ohne Diele, ein langer, schwerfälliger, schwarzbrauner Küchenschrank, welcher zugleich zum Tische diente, hinter diesem an der Mauer ein rußiges Kamin, aus welchem Ketten mit Haken herabhingen, um die Kochhäfen daran zu hängen. Auf beiden Seiten dieses Herdes, unter dem Kaminschoos, Sitze, (S. 101) wo man sich wärmte. In dieser Höhle wohnten mit Gentinetta und seiner Frau, die ein halbwildes Aussehen hatte, meine Frau mit den drei Kindern. Das wurde nun auch meine Wohnung. Da besuchten mich die Herren Offiziere, da die Väter der Gesellschaft Jesu, P. Roder, P. Roh, welcher von dem Anblicke überwältigt in Tränen ausbrach, da P. Hübner, welcher nach ein Paar Tagen sich auch hatte flüchten müssen . . . Gentinetta war ein alter siebzigjähriger Mann, welcher, wie man

<sup>161</sup> Siegwarts Darstellung hierzu ist umstritten, vgl. Siegwart 3,675—6. Bucher 385—386. Wenn Bucher (S. 387) meint, die Vorwürfe gegen den General Salis seien ungerecht, ist nicht einsichtig, warum Salis zuerst noch einen Gegenangriff Elggers wünschte (Bucher 388).

<sup>162</sup> Vgl. Siegwart 3,676.



uns versicherte, ein großes Vermögen besaß. Sein einziger Sohn war Posthalter in Domodossola. Der Vater nahm uns freundlich auf und behandelte uns gütig . . .

Mehrere Tage hielten wir uns in Domodossola auf. Ich hatte nämlich Herrn Oberschreiber Fischer an den Vicekönig von Mayland abgeordnet und wollte hier den Erfolg seiner Sendung abwarten. Der Vicekönig hatte nämlich dem Herrn Fischer fünfzigtausend französische Franken in Gold für die katholischen Stände übergeben. Diese lagen jetzt bei mir in Domodossola. Als die Flüchtlinge ohne Geld ankamen, beschloß ich, ihnen von diesem Gelde so viel abzuliefern, als zur Deckung ihrer Reisekosten bis Mayland erforderlich sein möchte. Herr Fischer sollte die Genehmigung dieser Verfügung einholen und fragen, was mit der Casse geschehen sollte. Man hat es mir zum Vorwurf gemacht, dass ich die Casse nicht sofort unter die Flüchtlinge ausgetheilt habe. Ich bereue nur, daß ich den Vätern der Gesellschaft Jesu, welche in der größten Armuth über die Furka und den Simplon steigen und in Oleggio in einem leeren Hause sich niederlassen mußten, nicht eine beträchtliche Summe davon gegeben habe. Allein sie meldeten sich nicht und ich hatte den Kopf nicht ruhig genug, um an diese Pflicht zu denken. Meine Frau hatte die Geldkiste dem Herrn Gentinetta übergeben, dieser sie in unser Schlafzimmer auf den Boden gestellt.

In der Nacht vom dritten auf den vierten Christmonat (= Dezember) ungefähr um elf Uhr, hörten meine Frau und ich ein Poltern an der Hausthüre, bald kamen Männertritte heran und man klopfte an unsere Zimmerthüre. (S. 102) Es traten drei Gensdarmen, in voller Uniform, den Napoleonshut quer auf dem Kopf, in das Zimmer, wo die Frau und ich in zwei Betten nebeneinander lagen. Der Sergeant hieß mich aufstehen, hieß mich den Reisesack eröffnen, fragte zuerst der Form wegen nach meinen Papieren, zeigte aber bald, daß er nicht nach diesen Nachfrage hielt. Zum Unglücke oder Glücke wahrnahm einer der Gensdarmen die Geldkiste am Boden. Nun hatten sie, wie sie meinten, was sie suchten. Ich erklärte ihnen, daß dieses Geld nicht mir gehöre, sondern dem Vicekönig von Mayland, daß ich dessen Verfügung abwarte, was damit geschehen soll, und daß ich es einstweilen hier verwahre. Der Sergeant aber erwiederte sofort, daß er diese Geldkiste mitnehmen werde. Ich verwahrte die Rechte des Vicekönigs und fügte bei, daß ich nöthigenfalls an den König in Turin<sup>163</sup> gelangen werde, wenn man die Kiste

<sup>163</sup> Turin war 1720—1865 Residenz der sardinischen Könige.

nicht abfolgen lasse. Alles half nichts. Es wurde ein Verbalprozeß gefertigt, in welchem erst auf mein wiederholtes ausdrückliches Verlangen auch meine Darstellung und Verwahrung aufgenommen wurde. Ich mußte denselben unterzeichnen. Die Verhandlung hatte wohl anderthalb Stunden gedauert. Die Gensdarmen nahmen die Kiste und zogen ab.

Mir ahnte sehr Schlimmes. Ich dachte sogleich, es werde diese Maßregel von den Feinden in der Schweiz veranlaßt worden sein, man werde unter irgend einem falschen Grunde meine Auslieferung verlangen und sie vielleicht mit Gewalt bewerkstelligen, so lange ich noch an den Gränzen der Schweiz in dem bei Tessin nahen Domodossola sei. Eine Mahnung von einem Geistlichen, Abbate Branzini aus Stresa, welche ich aber erst nach jener Hausdurchsuchung und Beschlagnahme erhielt, bestärkte mich in meinem Verdachte. Dieser sagte mir in verstellter Schrift, daß man meine Verhaftung und die Beschlagnahme meiner Effekten bei der Grenzbehörde verlangt habe, daß die Regierung von Tessin dieses Begehren gestellt und daß dasselbe am 3. Dezember an die Grenzbehörde gekommen sei. Der Geistliche fügte bei, obgleich nicht zu erwarten sei, daß das Ministerium dem Begehren Tessins entsprechen werde, so sei es doch besser, aus dem Wege zu gehen. Die Antwort des Ministeriums werde bis zum 6. (Dez.) Abends an die Gränzbehörden gelangen. Die unerwartete Maßregel des Militärkommandanten von Domodossola verbunden mit meinem Verdacht machte mich kleinmüthig.

Zum Glücke befand sich unter den Flüchtlingen auch der Herr General Wilhelm von Kalbermatten aus dem Wallis. Man hatte ihm alle Vollmachten entzogen, man hatte eine provisorische Regierung eingesetzt und den Feinden das Land geöffnet. Da flüchtete sich der General über den Simplon. Im Dorfe Simpeln, als er auf den Schlitten steigen wollte oder schon darauf saß, hob ein Bauer die Axt auf, um ihm den Kopf zu zerspalten. Ein Jesuit hielt den Arm des Mörders zurück. Herr von Kalbermatten sprach italienisch, war in Domodossola und Piemont bekannt. Er sah meine Rathlosigkeit und stand mir als treuer Freund zur Seite. Die übrigen Flüchtlinge eilten auf jene Maßregel gegen mich, wie vom Blitze getroffen, von Domodossola weg nach Mayland. Alle verreisten den gleichen Tag, ich schickte meine Kinder und die Magd mit und empfahl sie der Obhut des Herrn Obersten Paskal von Tschudy<sup>164</sup>. Meine Frau wollte nicht mehr von meiner Seite gehen. Herr von

<sup>164</sup> Pasqual (Michael) von Tschudy, 1786—1858, verliess mit der Aufhebung der

(S. 103) Kalbermatten ging mit mir zum Militärkommandanten <sup>165</sup> von Domodossola — einem häßlichen Menschen, der stark schielte — um die Rückerstattung der Geldkiste, deren Beschlagnahme er angeordnet hatte, zu begehren. Er wollte in unser Verlangen auf keine Weise eingehen . . . Da erklärte ich, daß ich sogleich nach Novara abreisen und auch Klage in Turin führen würde. Der Kommandant erwiederte aber, ich müsse den Entscheid des Gouverneurs hier abwarten . . . Der General (v. Kalbermatten) sprach mit solchem Nachdrucke, daß der Militärkommandant endlich unwillig sagte, wenn ich nicht warten wolle, möge ich gehen . . .

Den 5. Christmonat ungefähr Morgens zwei Uhr fuhren der General von Kalbermatten, meine Frau und ich mit dem Postwagen ab. Es ist die Unsitte bei den Conducteurs im Piemont, daß sie in jedem Dörfchen absteigen und einen Schoppen nehmen. Wir fuhren an dem langen See vorbei . . . , dann . . . über Oleggio, wo unsere Leidensgefährten, die Jesuiten aus der Schweiz, sich ansiedelten, nach Novara. Am gleichen Abend noch ließen wir uns beim Herrn Gouverneur <sup>166</sup> anmelden . . . Er empfing uns auf die freundlichste Weise und ließ uns nicht ausreden, sondern kam uns mit den lebhaftesten Ausdrücken seiner Theilnahme und seines Unwillens über die Behandlungsweise, welche ich in Domodossola erfahren, zuvor. Er erzählte uns, daß die Regierung von Tessin an die Militärkommandanten von Domodossola und (S. 104) von Arona geschrieben und verlangt habe, wenn Herr Müller <sup>167</sup>, der Kommandant der Gotthardsexpedition dort vorbeireise, soll man ihn festhalten und eine Casse, welche er bei dem Gefechte in Airolo erobert, mit Beschlagnahme belegen. Der Militärkommandant von Arona habe dieses Begehren sogleich an ihn berichtet, da er keine Vollmacht gehabt, demselben, weil es von einer ausländischen Regierung hergekommen, zu entsprechen. Der Militärkommandant von Domodossola habe seine Befugnisse überschritten, daß er ohne Befehl des Gouverneurs gehandelt habe. Der Gouverneur fügte bei, er wolle sofort den Befehl ertheilen, daß die Geldkiste an ihn geschickt werde und er werde nicht ermangeln, sie mir zuzustellen . . .

Parität und der Inkraftsetzung der neuen Verfassung den Kt. Glarus 1836/7 freiwillig (HBLS 7,82 n. 51)

<sup>165</sup> Der Militärkommandant hiess Fol(l)ici (Siegwart 3,973).

<sup>166</sup> Der Gouverneur hiess: de Sonnaz (Siegwart 3,974).

<sup>167</sup> K. E. Müller eroberte Airolo am 17. Nov. 1847 (Bucher 303).

Überlaut spürten wir die revolutionäre Luft, welche schon damals in Novara herrschte. Alle Abende von sieben bis elf Uhr zog eine offenbar gedungene Bande von Buben unter der Anführung eines Lumpen durch alle Gassen der Stadt und sang ein Revolutionslied, worin zwar das «Evviva il Re» und «Evviva Pio nono»<sup>168</sup> vielfach vorkam, aber doch die revolutionäre Wuthmelodie und den revolutionären Text nicht gut verdeckte . . . Seltsam, daß der Name eines Papstes das Losungswort der Revolution werden mußte . . . (S. 105)

Den 6. Abends, als wir (in Novara) im Gasthause bei Dreikönigen waren, trat auf einmal der Herr Gouverneur mit einem Bedienten ein und übergab mir eigenhändig die vom Militärkommandanten (Follici) in Domodossola weggenommene Kasse, unter nochmaliger Abbitte für die mir dort wiederfahrene Unbild. Er ließ auch durchblicken, daß der Militärkommandant in Domodossola über sein Benehmen eine ernste Zurechtweisung erhalten werde. In der That vernahm ich später . . . , dass Follici von seiner Stelle abgesetzt wurde. Mittlerweile war auch Hr. Oberschreiber Vincenz Fischer von Mayland bei uns in Novara eingetroffen und hatte mir vom Vicekönig die Genehmigung für die aus seinem uns gegebenen Gelde an die Flüchtlinge verabreichten Summen gebracht, so daß ich also auch von dieser Seite gedeckt war. (Die weitere Reise der Familie führte über Mailand, Innsbruck, Rappoltsweiler, Sigmaringen, Köln und Strassburg).

<sup>168</sup> Am 3. Nov. 1847 schlossen das Königreich Sardinien, der Kirchenstaat unter Pius IX und die Toskana eine Zollunion. (H. Benedikt, Kaiseradler 165). Dies weckte die Hoffnung der politischen Einigung Italiens unter dem «liberalen» Papst, der aber am 8. Nov. 1846 die Grundprinzipien des Liberalismus verurteilt hatte, vgl. R. Aubert, Die ersten Jahre des Pontifikats Pius' IX, in: Handbuch der Kirchengeschichte, hrsg. v. H. Jedin 6. Bd. S. 480.